Bürgerlicher Tod · Lichtlein sind wir
Des Bettlers Weihnachtsgabe
Die Kiesgrube · Die Wildgänse

von

Prinz Emil von Schoenaich-Carolath

Gesammelte Werke

von

Prinz Emil von Schoenaich-Carolath

7. Band

Bürgerlicher Tod • Lichtlein sind wir
Des Bettlers Weihnachtsgabe
Die Kiesgrube • Die Wildgänse



Leipzig
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung
1907

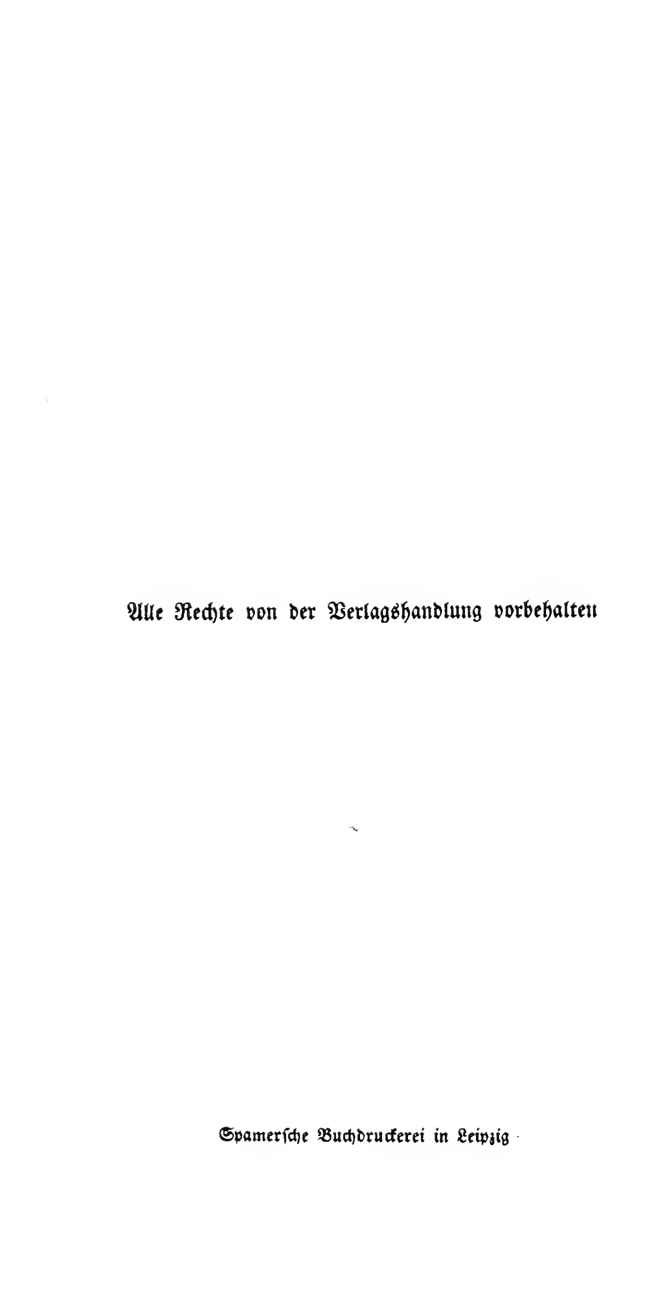
Bürgerlicher Tod · Lichtlein sind wir
Des Bettlers Weihnachtsgabe
Die Kiesgrube · Die Wildgänse

Von

Prinz Emil von Schoenaich-Carolath



Leipzig
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung
1907



Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

Inhalt



Bürgerlicher Tod



Durch die deutsche Großstadt schob sich träge ein breiter Stromarm, zahlreiche Brücken überspannten ihn. Aus seinem schwarzen, fast regungslosen Spiegel stieg das Mauerwerk großer Warenspeicher, feuchter, finster aussehender Wohnhäuser in die Höhe. In den Straßen donnerten Lastgefährte, rollten und läuteten Pferdebahnwagen, schob sich in einförmigem Hasten freudlos und klanglos die eilende, schaffende Menge. Soldaten, auf Wachenablösung oder Dienstgängen begriffen, zogen vorüber, an den Kreuzungspunkten der Straßen hielten Schutzleute zu Fuß und zu Pferde. Über den Dächern, auf dem Pflaster lag glatte, dunstige Nässe, hervorgerufen durch das Gemisch von Kohlenrauch und feinem, herbstlichem Sprühregen.

Am Straßendamme, wo das Ausbiegen im Strome der Vorübereilenden am leichtesten zu ermöglichen war, schritt ein Mann von etwa vierzig Jahren. Er war sauber, jedoch sehr dürftig gekleidet, sein hageres Alltagsgesicht trug einen leidenden Zug, auch rückte er zuweilen die Schultern zusammen, als schüttle ihn der Frost unter seinem dünnen, vom Regen zerweichten Rocke. Zuweilen blieb er vor einem Laden stehen, stützte sich an die Mauervorsprünge und schien die ausgestellten Waren zu mustern. Dann ging er unsichern Schrittes weiter, zuerst in sehr gerader Linie, allmählich jedoch, wie willenlos, schwache, kaum merkbare Kurven beschreibend. Keiner

der Vorübergehenden achtete dessen, nur ein Bäckerbube, der seinen leeren Korb als Schirm über den Kopf gestülpt trug, blieb stehen, aus hellen, spöttischen Augen prüfend blickend. Dann aber, gleichsam als habe er einen aufsteigenden Verdacht für unbegründet befunden, drehte er sich gleichmütig um und nahm die für einen Augenblick unterbrochene Pfeifarie von neuem auf.

Der Mann hatte noch einige Schritte vorwärts getan, dann blieb er stehen in der Haltung, die Leute einnehmen, welche sich auf einem schwankenden Schiffe befinden. Mit äußerster Anstrengung erreichte er einen Torweg, trat ein und ließ sich schwer auf die dunkle Haustreppe nieder, den Kopf auf die Brust, zwischen die hoch emporgezogenen Knie fallen lassend.

Die Tür der ersten Etage schloß sich, und die Schritte eines Herabkommenden wurden hörbar. Es war ein Mensch in buntem, recht wenig geschmackvollem Leibrocke, der mehrere Bücher, sowie einen großen baumwollenen Regenschirm trug; er hatte ein breites, gutmütiges Bedientengesicht. Als er den Sitzenden gewahrte, klopfte er ihm derb auf die Schulter und hob ihm alsdann den zu Boden gerollten Hut auf. „Sie, guter Freund, hier ist kein Ort zum Ausschlafen. Gehen Sie heim zu Muttern, denn sieht Sie der Vizewirt, so holt er den Schutzmann. Merkwürdig," fuhr er fort, als der so Angeredete mühsam den Kopf hob und sich dann wankend aufrichtete, „zu viel scheint der nicht im Leibe zu haben, eher zu wenig. Hören Sie einmal, naß sind Sie ja auch gehörig", begann er wieder, indem er

die Hand abschwenkte, welche mit dem feuchten Rocke des Mannes in Berührung gewesen. „Wissen Sie was," fügte er hinzu, „Sie kommen mir bekannt vor ... bei dem argen Wetter tut eine Tasse Kaffee wohl, und eine solche gibt's in der Halle dort drüben. Sind Sie nicht aus Sachsen, wie ich? Nein? Nun, das schadet nichts, der Wirt ist ein Landsmann von mir, und wenn Sie nichts zu versäumen haben, können wir ein Viertelstündchen verplaudern."

Der Mann hatte, nach seinem Hute greifend, sich entfernen wollen, doch als er das Wort Kaffee hörte, vermochte er nicht der Versuchung zu widerstehen und folgte seinem Beschützer, etwas Unverständliches murmelnd. Bald saß er an dem reinlichen Tische der Halle, von den übrigen Gästen, welche ebenfalls zur Genossenschaft der Bedürftigen zählten, unbeobachtet, während unter dem Einflusse des heißen Getränkes Frost und Erschöpfung langsam von ihm wichen. Nach Verlauf einer Viertelstunde bezahlte der gutmütige Sachse die Zeche und nahm aufs neue den Stoß Bücher auf, welchen er, des unglaublich schmutzigen Zustandes der Einbände wegen, beim Niedersetzen sorgsam der entlegensten Tischecke zügeschoben hatte. „Sehen Sie," erklärte er gleichsam entschuldigend, „das sind Romane, die ich für unsere Gnädige aus der Leihbibliothek hole. Das Zeug ist so schmierig, daß unsereiner es kaum anfassen mag, und dennoch liest die Gnädige tagsüber darin und sogar nachts im Bette. Na, bei den feinen Leuten geht's überhaupt wunderlich her, das muß ich sagen. Doch

nun bleiben Sie noch hübsch sitzen und wärmen Sie sich tüchtig durch. Über acht Tage habe ich meinen freien Sonntagnachmittag, da spreche ich mal bei Ihnen vor, und wir plaudern weiter miteinander. Habe mich sehr gefreut, Herr ... Witthoff sagten Sie? Ja, ja, ganz recht, Herr Schreiber Witthoff, Topfmarktecke, Hinterhaus, vierte Etage links. Na, Gott befohlen und Kompliment an die Frau Schreiber und an die lieben Kinder."

Witthoff war eine arme Asphaltpflanze, ein echtes Vorstadtkind; sein Vater, in einer Fabrik beschäftigt, starb frühzeitig. Der Fabrikherr hatte sich des Hinterlassenen angenommen, doch benachbarte, wohlhabende Konkurrenten trieben die kleine Tapetendruckerei bald zum Konkurse. Witthoff, obwohl schwächlich und schlecht genährt, wurde zum Militärdienste für tauglich befunden und einem Infanterieregimente der Provinz überwiesen. Er kam zu einer Kompagnie, deren innere Verhältnisse noch kein neuer, einsichtsvollerer Geist gebessert hatte. Sein Hauptmann gehörte einem Typus an, der in der Armee leider noch weit verbreitet ist; bei stattlicher äußerer Erscheinung und stets strammem, dienstlichem Auftreten sehr beschränkt, den Vorgesetzten dienerisch und mit großem Eifer aufwartend, kehrte er seinen Untergebenen gegenüber die volle Rücksichtslosigkeit und Grobheit kleiner Machthaber hervor. Bei seinen Kameraden unbeliebt, von den Oberen wenn nicht geschätzt, so doch geduldet, kannte er außer seinen Vorgesetzten nur noch einen Gott, den Drill. Daß seine Leute nicht allein der Vollkommenheit im Griffemachen und Knöpfe-

putzen, sondern außerdem noch sittlicher Pflege, Schulung des Charakters, Hebung des Ehrgefühls bedurften, fiel ihm nicht ein. Das seiner Obhut befohlene Menschenmaterial leistete im Parademarsch das denkbar Trefflichste. Der Oberleutnant war ein gedankenschwerer Kriegsakademiker, der beständig über die Unausfüllbarkeit der Kluft, durch welche sein tiefes Wissen ihn von seinen Untergebenen trennte, nachzugrübeln schien. Als Leutnant besaß die Kompagnie einen fröhlichen, jungen Herrn, welcher, aus dem Kaufmannsstande hervorgegangen, noch der harmlosen Periode angehörte, die Genügen findet im Betrachten und Bewundern der eigenen epaulettengeschmückten Persönlichkeit, ferner einen aus Beamtenkreisen stammenden kaltherzigen jungen Streber. Die Unteroffiziere waren, nach höheren Mustern geartet, Tyrannen im kleinen; von ihren Vorgesetzten schlecht behandelt, hatten sie Ehrgefühl und Standesbewußtsein verloren. Innerhalb ihrer Korporalschaften grob und hämisch, erwiesen sie sich außerhalb der Kasernenmauern zu Exzessen geneigt und von anrüchigem Charakter. Was die Gemeinen in Reihe und Glied anbetraf, so schwebte der Mehrzahl unter ihnen nicht einmal der Gedanke vor, daß die Militärzeit etwas anderes sein könne und dürfe, als eine schlimme Zeit, die man durchhalten müsse mit zusammengebissenen Zähnen, so gut, als es eben ginge. Nur ein geringer, von den Vorgesetzten instinktmäßig beargwohnter Teil verstieg sich bis zu den naheliegenden Fragen: Warum behandelt man uns grob und verächtlich, während man verlangt,

daß wir dem Vaterlande willig und mit Freuden dienen sollen? Warum gewöhnt man uns nicht an durchgreifende Reinlichkeit des Leibes, anstatt den maßgebendsten Ausdruck der gesuchten Reinlichkeit in unsere blankgeputzten Knöpfe zu verlegen? Warum verschreibt man uns mit Haut und Haar untergeordneten, oft brutalen Lehrmeistern, denen wir hinter dem Rücken der Offiziere ohne Gnade ausgeliefert sind? Warum nur immer Drill und Zucht, warum nicht ein wenig warme, menschliche Anteilnahme seitens unserer Vorgesetzten? Weshalb, da doch die Instruktion in hochtrabenden Worten unseren Beruf preist, unsere Unentbehrlichkeit für das Vaterland hervorhebt, darf man es wagen, Ehrgefühl und Berufsfreudigkeit in uns lahmzulegen? Warum zielt alles auf Ausnützung und Äußerlichkeit, warum so gar nichts auf wohlwollende Pflege des inneren Menschen? Unter dem Drucke alter Tradition, welche haben will, daß der Soldat aufhören solle, sich als selbsttätig denkender Mensch zu fühlen, kamen jene einfachen Gedanken bei den meisten Kameraden Witthoffs nicht zur Erwägung. Der Drill wurde mit großem Aufwande von Nachexerzieren und mannigfachen, auf den Stuben der Mannschaft sich abspielenden Strafen betrieben; die schwache Konstitution Witthoffs war den Anstrengungen der Rekrutenzeit nicht gewachsen. Als er, an schwerer Rippenfellentzündung erkrankt, im Lazarett lag, eröffnete sein Feldwebel ihm tröstend, daß ein Jammermensch wie er kaum eine Groschenmarke und ein Stück Papier wert sei; so viel koste es nämlich der Kompagnie,

um einen andern Kerl zu bekommen. Damit wurde Witthoff als Halbinvalide entlassen.

Nachdem ihn die Kaserne freigegeben, blickte er auf seine Soldatenzeit wie auf einen kurzen, bösen Traum zurück. Er stand jetzt mitten im Leben, unsicher, an sich selber irre geworden, mit gelähmtem Ehrgefühl. Monatelang fuhr er zusammen, wenn er von weitem die Uniform eines Vorgesetzten leuchten sah; es dauerte lange, bis er in neuen bürgerlichen Verhältnissen ein wenig Selbstbewußtsein und Selbstachtung wiedergewonnen hatte. Er fand Beschäftigung in einer Fabrik und vermochte als nüchterner, williger Arbeiter einiges Geld zurückzulegen. Bei seiner Hauswirtin lernte er ein Mädchen kennen, welches Waise war und in einem Konfektionsgeschäft arbeitete, dessen Inhaber, ein Israelit, sein Personal schlecht bezahlte und bis zum äußersten ausnützte. Unter den Mädchen, welche die Not zwang, für siebenzig Pfennig täglich ein hartes und langes Tagwerk zu verrichten, zeichnete sich die Waise durch bescheidenes Wesen und ein frisches Gesicht aus. Dies hatte zur Folge, daß der Inhaber des Geschäftes ihr seine Gönnerschaft in weitestem Maße antrug. Als diese mit Erschrecken zurückgewiesen wurde, warf er das junge Mädchen aus dem Hause. Sie schluckte den Schmerz über die erlittene Kränkung nieder, blieb fortab in ihrer Kammer und begann mit einer auf Abzahlung erworbenen Nähmaschine den Kampf um die zum Lebensunterhalte nötigen Pfennige. Witthoff, der den gleichen Hausgang bewohnte, hörte oft schon bei Tagesgrauen

die Maschine seiner Nachbarin schnurren; zu dem Mitgefühl für das stille, verkümmernde Mädchen, welches in noch höherem Maße als er selber unter dem Zwange aufreibender Arbeit litt, gesellte sich unmerklich eine noch herzlichere Anteilnahme. Über dem Alltagsverkehr dieser beiden Freudlosen erwuchs, ihnen selbst zunächst unbewußt, eine Liebeswelt voll inniger, reiner Empfindungen. Wie die großmütige Erdensonne es tut, scheint auch die Sonne der zarten, keuschen Liebe in finstere Höhe und auf dürftige Menschen, freilich strahlt sie ihnen in der Regel leider nur kurze Zeit. In diesem Falle benahmen hohe Brandmauern und Nahrungssorgen den Glanz nicht so bald; nach mehrjähriger Ehe bestand er noch so verheißend, vergoldend, versöhnend wie am Hochzeitstage. Fünf Kinder waren inzwischen erschienen und vermehrten die Sorge, festigten aber auch den inneren Halt des kleinen Hausstandes. Über zehn Jahre währte in ungetrübtem Einerlei das stille, der Arbeit gewidmete Leben; da begann es mit dem kargen Verdienste bergab zu gehen. Die zunehmende Kränklichkeit Witthoffs, entstanden aus den nie ganz überwundenen Strapazen seiner Militärdienstzeit, trug Schuld daran, und wenn Krankheit das Heimwesen armer, hart arbeitender Menschen überzieht, so machen diese es wie die Grashalme, über welche die Straßenwalze geht, sie richten sich nicht wieder auf.

Witthoff versuchte eine weniger anstrengende Beschäftigung zu finden, es gelang ihm nicht auf die Dauer. Die inbrünstige, auch in guten Tagen nie vergessene

Bitte um das tägliche Brot begann schmerzlich oft unerfüllt zu bleiben. Da leuchtete noch einmal ein heller Glücksstern; die Frau erbte von einer entfernten Verwandten fünfhundert Mark. Nach reiflicher, angstvoller Erwägung errichtete Witthoff einen kleinen Zigarrenladen, dessen Existenz auf die zu gewinnende Kundschaft der Arbeiter einer benachbarten großen Fabrik gegründet war. Die Kundschaft stellte sich auch ein, mit ihr erschienen jedoch sehr bald die Abgesandten eines sozialdemokratischen Vereins, welche verlangten, daß Witthoff diesem beitreten solle. Als Witthoff sich weigerte, erklärten sie sein kleines Geschäft in Verruf und richteten es dadurch in kurzer Frist zugrunde. Von diesem Schlage vermochte sich Witthoff nie mehr zu erholen, er dankte Gott, als es ihm gelang, Schreiberdienste bei einem Rechtsanwalt zu finden. Er verdiente in harter, zwölfstündiger Arbeit sechzig Pfennig, seine Frau wusch und nähte für fremde Leute so treulich, als sie es vermochte. Dies ergab gerade genug, um die Familie vor dem Verhungern zu schützen, und dennoch waren die Armen glücklich im Bewußtsein, noch miteinander leben, füreinander arbeiten zu dürfen. Ihre größte Sorge bestand in der Furcht vor einer vielleicht nicht mehr fernen Trennung, denn Witthoffs Erscheinung sagte deutlich, daß Nahrungsmangel und Sorgen die fadenscheinige Gesundheit aufrieben. Er empfand auch, daß sie alle trotz Sträubens und Stemmens dem Rande des Abgrundes, dem Untergange unaufhaltsam näher kamen.

Er hatte zum ersten Male die Miete schuldig bleiben

müssen und drückte sich nun jedesmal gesenkten Hauptes und verstohlen wie ein Verbrecher an der Wohnung des Vizewirts vorbei, deren Fenster den Treppenaufgang des Hauses beherrschten. Heute, als er sich anschickte, die Stufen zu erklimmen, schrie ihn die Hausfrau, welche oftmals der Flasche zusprach, roh und giftig an. Es sei schon genug, daß einer, dessen Kinder nichts könnten, als das schmutzige Schuhwerk den Tag hindurch über die Treppen zu schleifen, seinen Zins nicht pünktlich zahle. Daß aber so einer die Schutzleute in ein reputierliches Haus zöge, mache denn doch das Maß voll. Sie habe ein solches Ende übrigens längst prophezeit, und es werde nunmehr der Hausherr hoffentlich das Weitere veranlasssen. Damit warf sie scheltend ihr Fenster zu.

Witthoff, der von dem Zornesausbruche nicht viel begriffen hatte, rieb sich mit einem herzzerreißenden Lächeln die Stirn, hinter der es vor Schwäche noch immer summte und brauste. Die Frau hatte von Schutzleuten geredet, — was konnte das wohl bedeuten? Grübelnd stieg er die steile Treppe empor; im vierten Stockwerk fand er sämtliche Mitbewohner in Aufregung. Laut weinend kam ihm seine Frau entgegen; in der Tür der Küche, hinter deren ärmliche Gerätschaften die Kinder sich verborgen hatten, stand mit allen Merkmalen der Ungeduld ein Schutzmann. Als er den Ankommenden gewahrte, fragte er barsch nach dem Verbleiben Roberts, des ältesten Sohnes. Der Junge habe Tauben gestohlen und solle sofort zur Polizeiwache folgen.

Witthoff starrte den Beamten derart entsetzt und ratlos

an, daß jener unwillkürlich seine Worte milderte. Aus des Beamten Erklärungen, sowie aus den abgerissenen Sätzen, welche die Frau, das Gesicht mit der Schürze verdeckend, in bitterer Scham hervorweinte, ergab sich, daß der Junge aus einer Bodenluke Futter gestreut und zwei Tauben, welche einem gegenüber wohnenden Kaufmanne gehörten, weggefangen habe. Der Kaufmann habe die Tat bemerkt und sogleich die Polizei benachrichtigt. Ein Schutzmann machte sich auf, um den Jungen zur Wache zu führen, allein dieser mußte sich entdeckt gesehen haben und war verschwunden. „Er hat sich offenbar versteckt," meinte der Schutzmann, „und mein Rat ist," fügte er, zu Witthoff gewandt, hinzu, „daß Sie den Jungen hervorholen und ihn veranlassen, gutwillig mitzugehen. Ich müßte sonst, so leid es mir tut, Haussuchung vornehmen."

Witthoff wehrte sein weinendes Weib von sich ab und erklomm die schmale Bodentreppe. Als er sich allein wußte, stöhnte er laut, seine Lippen waren weiß und seine Hände zitterten. Ganz oben in einem Winkel, welchen das abfallende Dach mit der Mauer bildete, befand sich ein Lattenverschlag, angefüllt mit alten Kisten und zertrümmertem Hausgerät. Dahinein rief Witthoff mit gepreßter Stimme den Namen seines Sohnes. Er tat es vergeblich und wiederholte den Ruf; es lag so viel Besorgnis, Schmerz und Liebe in seiner Stimme, daß ihm, wenngleich zögernd, ein schwacher, schluchzender Laut antwortete. Hinter einem wurmstichigen Möbelstücke glitt lautlos, staubbedeckt der älteste Junge hervor

und blieb furchtsam stehen; als er aber das schmerzbewegte, kummervolle Gesicht des Vaters sah, flog er auf ihn zu und warf sich an dessen Brust. „Vater,“ stieß er zwischen den Zähnen hervor, „ehe mich der Schutzmann mitschleppt, springe ich durch die Bodenluke aufs Pflaster. Ach, mein lieber, guter Vater, verzeihe mir und sage auch der Mutter, sie solle nicht böse sein. Ich wußte nicht, daß die Tauben jemand gehörten, und da habe ich mir gedacht, du fängst ein paar davon für die Mutter, damit sie uns Suppe kochen kann ... Es tut mir ja so weh, daß die kleinen Geschwister Hunger leiden und ich ihnen nicht zu helfen vermag.“

Witthoff hatte sich auf eine umgestürzte Kiste fallen lassen und umschlang wortlos, tränenlos den hageren Leib des Knaben. Der Vorwurf, daß die Geschwister des Kindes dem Hunger preisgegeben seien, schnitt ihm tief in die Seele; doch fühlte er sich, nachdem er das Bekenntnis seines Sohnes vernommen, wunderbar beruhigt und getröstet. Der Junge hatte nicht aus Eigennutz, nicht aus niedrigen Gründen gestohlen, nun war alles gut. Diese Last, vom Vaterherzen gewälzt, hatte für den Augenblick alles übrige Elend mit sich fortgenommen. Liebreich sprach er dem weinenden Knaben zu, und die beiden waren derart miteinander beschäftigt, daß sie nicht gewahrten, wie die Bodentür sich geöffnet hatte. Der Schutzmann erschien, um seines Amtes zu walten; ihm war ein junger, ernstblickender Mann gefolgt, dessen Augen sich mühten, das Halbdunkel des Bodenraumes zu durchdringen. Sein schlanker Körper be-

wegte sich in einem altväterisch zugeschnittenen schwarzen Rocke, sein ernstes Gesicht trug tiefe, sinnende Augen und einen forschenden, obwohl gütigen Ausdruck. Mit ihm drang eine frische Luftwelle in den trüben, moderigen Raum, ein gelber Strahl des Spätnachmittags fiel durch die weit geöffnete Tür, und in deren Rahmen, über dem Gewirr von Dächern, Schornsteinen, sich kreuzenden Drähten, tagte ein Stückchen Himmel, welcher durch Regenwolken einen flüchtig verleuchtenden Schimmer der herbstlichen Sonne wies. Der Knabe war mit einem Freudenruf dem Eintretenden entgegengeeilt und auch Witthoff eroberte bei dem Anblick eines freundlich gesinnten, mitfühlenden Menschen seine Fassung zurück. Der ernste junge Mann, vor kurzem als Hilfsprediger angestellt, bewohnte den gleichen Hausflur; er war ein unermüdlicher Helfer und Berater, ein Wohltäter, soweit es seine eigene Dürftigkeit erlaubte. Mit abgerissenen Worten, von Weinen unterbrochen, legte der Knabe sein Geständnis ab. Am Halteplatz der Droschken an der Straßenecke hatte er Haferkörner gesammelt, welche den Futterbeuteln der Pferde entfallen waren. Diese Körner hatte er auf das Dachgesims gestreut und einige sehr kunstlose Schlingen von Bindfaden dazwischen gelegt. In der Tat hatten sich zwei Tauben gefangen: die eine war von dem Jungen, als er sich beobachtet sah, wieder in Freiheit gesetzt worden, die andere hatte sich unglücklicherweise in dem einfachen Fangapparate erdrosselt. Unter Tränen wies er sie vor; als er seine Beichte geendet und Witthoff mit unterdrückter Stimme

hinzugefügt, weshalb sein Knabe gefehlt — das Wort „gestohlen“ wollte ihm nicht über die Lippen —, legte der Kandidat begütigend und mit einem Aufleuchten seiner tiefen Augen die Hand auf des Knaben Schulter. „Jetzt heißt es dem Schutzmann folgen, mein Junge,“ sagte er mit fester Stimme, „man muß willig zu tragen wissen, was man verschuldet hat. Weil ich jedoch weiß, daß du nur aus Unbedachtsamkeit gefehlt, will ich mitgehen und den schweren Gang mit dir teilen. Seien Sie getrost, Witthoff, es wird, denk' ich, nicht so schlimm werden. Binnen kurzem kehren wir hoffentlich zurück. Vorwärts also“, ermutigte er, indem er den zusammenschauernden Jungen beim Arm ergriff und, von dem Schutzmann gefolgt, vor sich her schob. So verschwand der trübselige kleine Zug im Treppenhause; Witthoff aber war kraftlos auf seine Kiste zurückgesunken. Daß sein Kind, von hämischen Blicken gefolgt, in Begleitung eines Kriminalbeamten das Haus verlassen mußte, deuchte ihn schier so schwer, als würde der Junge die Holztreppen im ärmlichen Sarge hinuntergetragen, dem Vorstadtkirchhofe, dem Ende allen Leidens, aller Versuchung, entgegen.

Spät erst kehrte der Kandidat mit seinem Schützlinge zurück; es war auf der Polizeiwache nicht gut gegangen. Der protokollierende Machthaber hatte den Knaben auf das zornigste angeschrien, ihn ein über das andere Mal einen Dieb und Taugenichts gescholten, endlich, nur auf lange Vorstellungen des Geistlichen hin, eine vorläufige Entlassung bewilligt. Der Junge war völlig

gebrochen und fieberte stark; der Hilfsprediger nötigte ihn, das ärmliche Lager aufzusuchen, und spendete der armen Familie beruhigende Worte. Dann entfernte er sich, jedoch nicht, ohne mit seinen für alles Elend geschärften Blicken bemerkt zu haben, daß der kleine Küchenherd kalt geblieben war, durch kein Holzscheit gespeist. Auf seinem Zimmer angelangt, öffnete er einen Schrank und entnahm demselben eine Anzahl altbackener Semmeln. Er bezog diese um ein Billiges von einer Bäckerfrau, welcher er angegeben, daß ein Magenleiden ihn zwänge, sich mit altem, hartgewordenem Gebäck zu versorgen. Nachdem er die Semmeln abgezählt und eine davon beiseitegelegt hatte, füllte er einen Topf aus der Wasserleitung, stellte diesen auf eine Spirituslampe und schnitt die Semmeln in Scheiben hinein. Als das Ganze kochte, fügte er Salz nebst einem kleinen Stückchen Fleischextrakt hinzu und trug den dampfenden Topf zu der armen Familie. Nach seinem Zimmer zurückgekehrt, setzte er sich an den Tisch, auf welchem die übriggebliebene Semmel lag, zerbrach sie, schlug ein Buch auf — es hieß „Brot und Schwert"— und begann, während er langsam aß, mit leuchtenden Blicken zu lesen.

Einige Wochen vergingen, der folgende Sonntag brachte Witthoff und den Seinen den Besuch Antons; so hieß der gutmütige Diener, welcher die Bekanntschaft des Schreibers geschlossen. Nachdem der Bediente sich über die Notlage der Schreiberfamilie mit eigenen Augen vergewissert hatte, brachte er einen Vorschlag zur Sprache, auf den Witthoff nach langen Ausflüchten und großem

Widerstreben endlich einging. Dieser Vorschlag bestand darin, daß der Schreiber sich zu Antons Gebieter, dem Herrn Stadtverordneten Hanschmann, begeben und diesem seine mißliche Lage vorstellen solle. Der Bediente glaubte einen guten Grund für die Vermutung zu haben, daß sich der Herr Stadtverordnete leutselig und hilfsbereit erweisen werde.

Herr Rentier Hanschmann verkörperte sämtliche üble Eigenschaften, welche es verschuldet haben, daß der Deutsche im Auslande oft zu den bestgehaßten, unbeliebtesten Erscheinungen zählt. Er trug einen übelduftenden Patriotismus zur Schau, der sich in sklavischer Untertänigkeit allen Personen und Dingen gegenüber äußerte, die innerhalb des preußischen Vaterlandes ein höheres hierarchisches Mittel einnahmen, als seine eigene Stellung ihm gewährte. Dieser Patriotismus war von kleinlichem, partikularistischem Gepräge; er machte sich besonders in der Geringschätzung geltend, mit welcher Herr Hanschmann auf seinen Reisen, die er der Mode gemäß nach dem Rigi, sowie San Remo richtete, alles für untauglich, verkehrt und „schlapp" erklärte, was irgendwo den Einrichtungen und Gebräuchen des heimischen Polizeibezirks nicht entsprach. Als gewesener Soldat befleißigte sich der Herr Stadtverordnete einer gewissen Derbheit der Umgangsformen, mit welcher er gehässiges Besserwissen und wegwerfende Schroffheit des Ausdruckes verschmolz. Letzterer blieben jedoch in voller Ausdehnung nur noch Kellner und andere Wehrlose ausgesetzt, seitdem Herr Hanschmann einmal seitens eines Mitreisenden Unlieb-

sames erfahren, daran er nicht erinnert zu werden liebte. Zu diesen üblen Eigentümlichkeiten gesellte Herr Hanschmann das Verlangen nach großer Rücksichtnahme auf seine Wünsche und Bequemlichkeiten, trug im ganzen recht schlechte Manieren zur Schau und verband mit diesen einen ungezügelten Trieb nach Anerkennung und Würdigung seiner eigenen ihm über alles teuren Persönlichkeit.

Der Herr Stadtverordnete hatte anläßlich eines großen Taufschmauses im Kreise von Bekannten seinen Diener mitgenommen, damit dieser beim Aufwarten helfen und durch den Glanz eines blauen Fracks nebst kirschroten Plüschbeinkleidern die gesellschaftliche Bedeutung des wohlgenährten Rentierpaares bekräftigen sollte. So sah sich der biedere Anton in die Lage versetzt, einer rhetorischen Leistung seines Herrn beiwohnen zu dürfen, welche ihm zunächst anerkennendes Staunen abnötigte, alsdann aber einen guten Gedanken eingab. Herr Hanschmann hatte es übernommen, die Damen in schwungvollem Spruche zu feiern, und dabei es für angemessen erachtet, den deutschen Frauen in ihrer Eigenschaft als vorzüglich kinderreicher Mütter seine Huldigungen darzubringen. „Dem Himmel sei Dank," so beschloß er seine Ausführungen, „geht es bei uns anders zu als in dem sittenlosen, entarteten Frankreich. Und solange es noch Frauen gibt, welche nach siebenjährigem Ehekriege unserem allergnädigsten Kaiser und Herrn sieben stramme Rekruten geliefert haben, so lange darf man sagen: ‚Lieb Vaterland, magst ruhig sein.' Die unermüdlichen Mehrerinnen des Deutschen Reiches, die Frauen, hoch leben sie, hoch!"

Und während die Gläser unter Beifallsrufen der Männer, unterdrücktem Kichern der Damen zusammenklangen, während der Redner mit befriedigtem Schnaufen die Wirkung seiner Rede genoß, war dem ehrlichen Anton die Eingebung geworden, daß die von seinem Herrn bekundete Anschauung dem armen Witthoff nebst dessen zahlreichen Kindern zugute kommen könne, und zwar ausnahmsweise, da der Herr Rentier seinen Beutel nur ungern auftat, außer wenn es sicher stand, daß über die gespendeten Beträge öffentliche Quittung im Reichsanzeiger abgelegt wurde.

Anton schlug das Herz doch beträchtlich, als Witthoff zur bestimmten Zeit schüchtern die Klingel zog; er überließ auch die weitere Anmeldung dem Stubenmädchen. Der Rentier war neugierig, was der zu einer etwas ungewöhnlichen Morgenstunde sich ankündigende Besuch ihm bringen werde; seine Stimmung sank um ein Erhebliches, als er an Stelle des ihm gemeldeten „Herrn" nur einen „Mann" eintreten sah. Nachdem Witthoff mit stockender Stimme sein Anliegen vorgebracht hatte, welches in der Bitte um Zuwendung irgend einer bescheidenen Tätigkeit, die er außerhalb der Dienststunden als Schreiber versehen könne, gipfelte, gab der Rentier der ihm bereiteten Enttäuschung durch die Frage Ausdruck, wieso Witthoff dazu komme, ihn, den Herrn Stadtverordneten, für den Inhaber eines Stellenvermittlungsbureaus anzusehen. Daß nur ein Irrtum dem Besuche des Herrn Schreibers zugrunde liege, hoffe er in dessen eigenem Interesse.

„Viktor, alterniere dich nicht", ließ sich aus dem Nebenzimmer eine fette, quarrende Frauenstimme vernehmen, deren Trägerin unsichtbar blieb.

Witthoff, dem das Supplizieren durchaus ungewohnt war, trat der Angstschweiß auf die Stirn. Den Hut zwischen den Fingern drehend, wollte er bereits den Rückzug antreten, allein der Gedanke an die Seinen, sowie das Vertrauen auf die mächtige Fürsprache des Dieners verliehen ihm Mut. Gesenkten Hauptes, die Worte überhastend, schilderte er seine Lage, sein ehrliches Streben, wies auf das Unvermögen seines kranken Körpers hin, die zahlreichen Seinigen länger zu ernähren. Je länger er redete, desto leichter wurde es ihm um das ängstliche Herz; er bat nicht um Almosen, sondern um Zuwendung einer leichten Arbeit, die er gewissenhaft und dankbarlichst erfüllen wolle. Als er geendigt, wagte er, tief Atem schöpfend und fast zuversichtlich die Augen zu seinem Gegenüber aufzuschlagen.

Dieser hatte unterdessen dem Redenden aufmerksam zugehört, mit den Fingern auf der Tischplatte trommelnd und den Mund wie zu leisem Pfeifen zugespitzt. „Wieviel Kinder besitzen Sie eigentlich?" fragte er dann im Tone schier herzlicher, ermunternder Anteilnahme.

„Viktor, denke an deine Apoplexie und alterniere dich nicht", mahnte die fettige Stimme im Nebenzimmer mit stärkerem Nachdrucke.

„Sechs Kinder und alle in unmündigem Alter", erwiderte Witthoff. „Wir ..."

Er kam nicht weiter. Der Rentier hatte einen dröhnenden Hieb auf die Tischplatte getan und gab sich einem schrankenlosen, unmäßigen Gelächter hin, welches seltsam abstach von dem wütenden Ausdrucke seiner kleinen, im geröteten Gesichte verschwindenden Augen.

„Sechs Kinder," krähte er endlich mühsam hervor, „sechs Kinder hat der Hungerleider? Ja, denkt denn die Sorte, sie sei dazu da, um zu wirtschaften wie die Kaninchen? Setzt das Pack dutzendweise Kinder in die Welt und hat nichts zu beißen, möchte dann anständigen Leuten die Sorge für seine Brut ohne weiteres auf den Hals wälzen? Aber da kommt ihr bei mir an den Rechten. Ins Zellengefängnis gehört die Bande, die Kinder schafft, ohne sich darum zu kümmern, wer sie später ernähren soll. Die Polizei sollte euch beim Wickel nehmen, denn ihr ruiniert den Staat und füllt mit euren Setzlingen nur die Zuchthäuser. Hinaus, Unverschämter, und sagt dem Esel, der Euch hergesandt hat, daß ich ihn bei seinen langen Ohren nehmen werde, so wahr ich der Stadtverordnete Hanschmann bin."

Witthoff befand sich taumelnd vor der Tür, er wußte kaum, wie ihm geschehen; draußen stand Anton, der die Unterhaltung belauscht. „Der Herr war heute gerade schlecht bei Laune", stammelte er verlegen, Witthoff scheu dem Ausgang zudrängend. „Er ist sonst nicht so schlimm; gerade vorhin hat er mir Hilfe für Sie überwiesen." So log der ehrliche Anton und drückte Witthoff einen Kassenschein in die Hand, der den Wert seines vollen Monatsgehaltes ausmachte; auf seinen Wangen

aber brannte die Scham, welche er nicht für sich selbst, sondern für seinen Herrn empfand.

Der Schreiber ging inzwischen, so rasch er vermochte, davon, damit er nicht die Bureaustunde versäume. Sein Haupt, das er zunächst gesenkt getragen nach dem Sturm von Beschimpfung, richtete sich allmählich wieder auf. Das reiche Geldgeschenk hatte ihn bereits halb getröstet. So groß ist die entsittlichende Macht des Elends, daß er der Kränkung kaum noch gedachte angesichts des Kassenscheines, welcher den Seinen Holz und Brot für einige Wochen verhieß. Er gab sich auf dem Bureau wie immer mit dem äußersten Fleiße, und ohne sich Nebengedanken zu gestatten, seiner Arbeit hin; als er jedoch in die Stille seiner Wohnung zurückgekehrt war, begann die Wunde, welche Herrn Hanschmanns lieblose Rede ihm geschlagen, nachträglich wehe zu tun. Er wagte nicht, seiner Frau die erlittene Demütigung zu offenbaren, doch konnte er eine Bemerkung über die große Zahl der Kinder, welche ihnen Gott gegeben, ohne für den Unterhalt derselben Mittel zu bescheren, nicht unterdrücken. Es war zum ersten Male im Laufe der Ehe, daß ihm eine Klage hierüber entfuhr; die Bemerkung enthielt beileibe keinen Vorwurf, sondern war nur ein unbewußter Ausbruch bitterer innerer Sorge, aber gerade darum durchschnitt sie doppelt schmerzhaft Frau Witthoffs Herz. Die Äußerung ihres Mannes traf sie um so zermalmender, als sich eine neue Sorge vorbereitete, von welcher Witthoff noch nichts ahnte. Die Frau trug ein siebentes Kind unter dem Herzen; das ist bei armen Schluckern

kein ungewöhnlicher Fall. Hunger wie Sorgen verketten arme Leute eng, und Brust an Brust spürt man die Kälte weniger. Jetzt kam es der Frau vor, als sei sie allein die Verantwortliche, als trage sie allein die Schuld am Elend der Ihrigen.

Ein Bewußtsein nur gab ihr ein wenig Ruhe wieder, es war der Gedanke an ein letztes Wertstück, welches ihr übriggeblieben sei. Durch den Erlös desselben durfte sie hoffen, dem Elende eine Zeitlang steuern zu können, bis daß vielleicht doch noch einmal bessere, glücklichere Tage kämen. Bis dahin wollte sie jedes Opfer bringen, um den häuslichen Frieden zu bewahren, um der Uneinigkeit, der häßlichen Begleiterin bitterer Sorgen, den Weg zur ärmlichen Dachkammer zu versperren. Sie erhob sich nach schlafloser Nacht früher als gewöhnlich und trat den Weg zum Versatzhause an. Das lag in einem entlegenen Vorstadtviertel, am Ende langer, geradliniger Gassen, in denen trostlose, aus schlechten Backsteinen erbaute Häuser mit Bauplätzen wechselten, die von Plankenzäunen, Kalkgruben und Bretterzäunen umgeben lagen. Frau Witthoff graute vor diesem Wege, denn jedesmal, wenn sie, von Not getrieben, in den letzten Monaten ihn gegangen war, schien sie mit dem versetzten Stück Hausrat auch ein Stück vom Wohlstande ihrer aller unwiederbringlich dahingegeben zu haben. Und wieviel Erinnerungen hingen nicht oftmals an den bescheidenen, mühsam erworbenen Gegenständen, die einst mit Stolz und Freude angeschafft, gehütet worden waren. Jetzt mußte es freilich in dem ärmlichen Haus-

halte nicht mehr viel des Versetzbaren geben; diese Vermutung mochte auch der Pfandleiher hegen, denn er warf, nachdem er das ihm gereichte Schächtelchen geöffnet, durch den Schalter einen eigentümlichen Blick auf die ihm bereits wohlbekannte Frau. Auch reichte er der Harrenden Geld wie Versatzzettel ohne weitere Bemerkung und mit einer gewissen Rücksichtnahme durch den Schieber. Das schmale Kästchen hatte zwei goldene Trauringe enthalten, welche in demselben, weil für die abgemagerten Hände viel zu weit geworden, seit Jahren verwahrt gewesen. Jetzt mußten diese Ringe, heilige Symbole eines treuen, harten Ehestandes, versetzt werden, um die Kinder, welche jener Ehestand gezeitigt, vor dem Hungertode zu schützen. Frau Witthoff kostete die volle Bitterkeit dieses Gedankens schwerlich aus, wie ja arme Leute meistens der Tragik sich gar nicht bewußt sind, welche ihr Tun, Lassen und Entbehren in sich schließt; sie erbat sich nur von dem Beamten die Pappschachtel mit dem Goldrande zurück. Als sie jedoch nach Hause zurückgekehrt war, schien es ihr, als sei nunmehr der letzte Abglanz, der letzte Adel besserer Tage von ihrem Leben hinweggestreift, und hinter dem Rücken ihrer Kinder, in der dunkelsten Ecke des Zimmers rannen ihre Tränen heftig, unaufhaltsam auf das leere Pappschächtelchen nieder.

Das Jahr trieb unabwendbar einem frühen, kühlen Herbste entgegen. Wenn die Bäume im Schüttelfroste ihr letztes Laub abwerfen und an den Zäunen die glanzroten Früchte der Heckenrose leuchten, beginnt für die

Armen eine Schreckenszeit, welche nicht nur Teuerung sowie Wachstum jeglicher Sorge, sondern auch die Aussicht auf den trostlosen Winter bringt, auf verdienstlose Tage und lange Nächte ohne Licht noch Feuerung, Nächte, in denen Strohsack wie Decke keinen Schutz gewähren, weil der Wind durch zerbrochene Scheiben bläst und um den ungeheizten Stubenofen streicht. Daran dachte der Hilfsprediger, während er in seiner Kammer saß und düsteren Blickes in den Nebel sah, der sich über das Dächermeer spannte. Vor ihm lag eine Nummer des Tageblattes der großen Stadt; er hatte das Blatt unwillig zerknittert, und dennoch enthielt es nichts Außergewöhnliches, namentlich nicht für jene, welche gewohnheitsmäßig und gedankenlos sowie gleichgültig gegen die Zeichen der Zeit die Spalten durchfliegen. Es brachte das Blatt auch heute seinen Lesern keineswegs besonders sensationellen Unterhaltungsstoff. Ein Bankier war mit dem Gelde seiner Kunden flüchtig geworden. Ein begabter Dichter, der des Geschäftssinns ermangelt, war im Elend gestorben, „also hatte abermals der Tod der Besten einen dahingerafft", wie in dem pomphaften Nekrolog nunmehr zu lesen stand. Ein Tenorist war unter Garantie einer achtmonatlichen Urlaubszeit und mit einem Jahresgehalte von sechzigtausend Mark für die Hofoper gewonnen worden. Ein Gelehrter hatte nach fünfzigjährigem Wirken an der Hochschule des Landes den Drachenorden vierter Klasse erhalten. Ein Student, einziger Sohn seiner Eltern, war im Duell erschossen worden; Ursache: Wortwechsel wegen einer Kellnerin. Ein Graf hatte

Wechsel gefälscht; ein anderer hatte, nachdem er sein Vermögen im Spiel verloren, sich soeben in Amerika mit der Tochter eines reichen Kornspekulanten verlobt. Anläßlich seiner bevorstehenden Rückkehr wurde seitens aristokratischer Kreise die Abhaltung eines Begrüßungsfestes in Aussicht genommen. Dies bildete ungefähr den Inhalt des Hauptblattes. Die Beilage verhieß Kapitalisten bei Geldeinzahlungen von hundert Mark aufwärts zwanzig Prozent Zinsen und Verdoppelung des Kapitals; Liebhabern von Orden und Titeln wurde Stillung ihres Verlangens unter Zusicherung strengster Diskretion in Aussicht gestellt. Hinter einer Annonce, welche pikante Bücher und Photographien anpries, ersuchte eine junge Witwe einen wohlhabenden älteren Herrn um Unterstützung; weiterhin erklärten gegen einmalige Entschädigung Eltern sich zur Abgabe eines hübschen blonden Mädchens bereit.

Gewiß, es war nur der gewöhnliche Großstadtschmutz, der sich in den Spalten des Eintagsblattes breit machte, dennoch hatte der Hilfsprediger eine Aufwallung zornigen Ekels nicht unterdrücken können. Jetzt hatte diese schon längst dem Gefühl der Bekümmernis, der Trauer weichen müssen. Es wollte ihn wie Mutlosigkeit überkommen, er stellte sich die Frage, ob nicht alle Arbeit, alle mahnende, rettende Arbeit dennoch vergeblich bleiben würde gegenüber der immer anwachsenden Macht von Sünde, Lieblosigkeit und Armut. Er gedachte des nahen Winters, der sicherlich auch der Familie Witthoff Verderben zu bringen schien, und fragte sich, wie er es ermöglichen

solle, diesen Schützlingen bei dem Stande seiner eigenen geringen Aussichten und Mittel Hilfe zu schaffen. Ach, seit Jahrtausenden rauscht der gleiche traurige Herbst über die Menschheit, und durch Jahrtausende schleppt sich, regelmäßig wie der Winter selbst, das alte Leid, das gleiche Menschenelend weiter, stets erneut, unabgewendet trotz guter Vorsätze, edler Entschlüsse, schöner Reden, bescheidener Taten, trotz innerer Mission, Entrüstungsversammlungen, Suppenanstalten, philanthropischer Schriften und sozialdemokratischer Trugbilder. „Armut und Elend sind so alt wie die Welt, waren stets und werden stets bleiben," so sagen achselzuckend die meisten ... „müssen stets bleiben", setzen andere bei sich selbst mit feinem Lächeln hinzu ...

„Nein, sie müssen nicht bleiben. Selbstsucht, Gleichgültigkeit bei Regierenden und Besitzenden, Genußsucht, Zuchtlosigkeit bei den Mittelschichten, Glaubensmangel bei allen Klassen, Lieblosigkeit bei der Menschheit insgesamt haben jene große Krankheit geschaffen, deren Krisis, obwohl man ihr Eintreffen bisher künstlich zu verschleppen gesucht, sicher hervorbrechen, allem Bestehenden Umwälzung, Vernichtung bereiten wird. Und doch wächst das Mittel neben dem Übel. Über dem Totengebein, aus dessen Moder heraus reckt der Baum des Lebens die immergrüne Krone, in schwellenden Blättern und kraftvollen Schößlingen der siechen Menschheit den Saft Unsterblichkeit bietend. Aber ach — irdischen Lippen deuchte das Mittel stets eitel Bitternis! Freilich, zu dem glänzenden Laub, den straffen Trieben, dem rauschenden

Baume ewigen Lebens führt nur die eine Leitersprosse der Selbstverleugnung, und von jeher war diese so steil, daß jeder Schritt durch Kämpfe, Zagen, bittere Tränen ging. Aber sie muß erstiegen werden, es führt kein anderer Weg aus Nacht und Elend heraus. O mein deutsches Volk, du Volk der Denker und Träumer, erwache du zuallererst! Tue du als erstes unter allen Völkern einen gewaltigen Schritt aufwärts, zu Gott zurück, den gewaltigen Schritt, der aus dem Moder herausführt. Werde du unter allen Völkern ein führendes Volk, das auf den Weg des Friedens weise. Kehre ohne Blutströme, ohne Umsturzgreuel auf den Boden des reinen Evangeliums zurück. Gib Gott die Ehre, baue ihm in jeder Familie, in jedem Herzen einen neuen Altar. Wage eine große sittliche Anstrengung, brich mit der übertriebenen Genußsucht, kehre zurück zu einfacherem Leben, zu maßvollerem Gelderwerb, zu gesunderer Tätigkeit. Rüste dich zu einem tiefen Atemholen in der Luft der Nächstenliebe, damit in allen und jeden Verkehr mehr Herzlichkeit, mehr gegenseitiges Wohlwollen komme. Laß brennen den Kastenstolz wie jede andere Art von Stolz, damit die Unterschiede an Bildung, Geburt und Reichtum vermittelter, friedlicher, weniger schroff nebeneinander bestehen mögen. In solch linderer Atmosphäre würden Eigennutz, Genußgier, Unduldsamkeit und alle häßlichen Abarten der Selbstsucht dahinschmelzen, das große Elend der Menschheit würde seinen Nährboden verlieren. Zweifle und zage nicht, kein Aufschwung wird umsonst getan, keine Kraftäußerung der

Menschheit, die sich nach oben richtet, ist vergeudet. Sei du der Träger des riesengroßen Gottesgedankens, der da lautet: ‚Aus einem Blute, in einem Elend, von einer Liebe getragen, zu einem Ziele' — dann wird der Haß, welcher Nationen scheidet, in Gemeinschaft, Knechtschaft jeder Art in Freiheit verwandelt werden. Mich aber laß, Allvater, bis ich Staub werde, dienen und arbeiten ohne Ermatten, entflamme Millionen Männer so, wie du mich entflammt hast, segne unsere Kraft, unsere Mühe, und wenn dereinst die Wiederkehr deines Reiches tagt, so gib, daß mein geliebtes deutsches Vaterland starken, unvergänglichen Teil gehabt haben möge an dessen Kommen."

Er riß das Fenster auf, um seine heiße Stirn in der Regenluft zu kühlen. Draußen hob sich der Nebel, hinter Sodom stand versöhnend ein Regenbogen, während in heftiger Röte, Schornsteine, Giebel und Türme bestrahlend, über dem Getümmel, dem Wagengerassel, Lärm und Sterbegeläute der Großstadt die Sonne verflammte. —

Die Klage wegen Diebstahls sollte gegen den ältesten Sohn Witthoffs an einem der nächsten Tage vor dem Schöffengerichte verhandelt werden. Es war gut, daß eine Erledigung der Sache nahe bevorstand, denn die Gesundheit des Kindes hätte andernfalls durch Angst und Aufregung ernstlich gelitten. Während langer, trüber Tage, die dem Termin vorangingen, hatte der Knabe nur einen Gedanken: wird mein Vergehen eine milde Beurteilung erfahren, oder wird man mich gleich einem

Verbrecher ins Gefängnis schicken? Er versuchte um der Eltern willen guten Mutes zu erscheinen, allein oft hörten ihn diese des Nachts auf seiner Matratze stöhnen, sahen ihn bei Tagesanbruch nach der Küche schleichen und mit fieberhafter Unruhe allerlei Hausarbeiten verrichten. Der Hilfsprediger hoffte, daß der Knabe mit einem Verweise davonkommen werde; er benützte diese schwere Prüfungszeit, in der die Seele des Kindes tief verzagt und zugänglicher erschien, als dies sonst der Fall gewesen wäre, um in den derart gelockerten Boden ernste Eindrücke zu prägen, den Abscheu vor allem Unrecht darin zu festigen. Des Knaben Gemüt erwies sich als ein dankbares und berechtigte, was die Entwicklung jener Keime betraf, zu den schönsten Hoffnungen.

Es war ein langer, kahler Korridor, in welchem Witthoff und sein Knabe, nachdem sie das große Gerichtsgebäude treppauf und treppab durchirrt hatten, der Tür gegenüberstanden, an welcher zu lesen stand: Schöffengericht, Abteilung III. Ein Amtsdiener hatte den Fragenden bedeutet, daß vorerst eine andere Sache zur Verhandlung gelange; sie möchten in der Fensternische warten, bis sie vorgerufen würden. Das Fenster gewährte die Aussicht auf ziegelrote Mauern mit vergitterten Fensterreihen und düsteren Dächern, über welchen der leise Herbstregen einen glänzenden Schleier von Schornsteinruß und Nässe abgelegt hatte. Der Korridor selbst war belebt von suchenden, fragenden, geschäftigen Menschen, von zankenden oder lachenden Parteien; durch die Gruppen schritten eilfertig Rechtsanwälte in Amtstracht,

Beamte mit Aktenbündeln unter dem Arm, oder Schutzleute, einen Gefangenen, dessen Schuld vielleicht noch gar nicht erwiesen, mit kettenverschnürtem Handgelenke, den Straßengaffern zur Augenweide, dem Untersuchungsrichter vorführend. Der Knabe schmiegte sich in banger Erwartung an seinen Vater, und auch Witthoff, der nie in seinem Leben vor Gericht erschienen war, fühlte sich ängstlich und unsicher einem Apparat gegenüber, der wohl streng Rechtens waltet, abgesehen davon jedoch den Launen und Stimmungen seiner jeweiligen Handhaber Ehrgefühl und Würde der vor ihnen Erscheinenden schonungslos preisgibt. Es verrann eine halbe Stunde; endlich hörte der Schreiber seinen Namen rufen, so laut, daß er zusammenschreckte; der Gerichtsdiener mit einem Papier in der Hand stand spähend auf dem Gange. „Wo bleiben Sie?" rief er barsch, „Sie sind an der Reihe. Rasch herein jetzt und den Hut abgenommen." Die Tür tat sich auf, Witthoff und sein Sohn befanden sich in einem mittelgroßen, kahlen Zimmer. Ein niedriger Verschlag trennte einen Teil des Raumes für die Zeugen ab, im größeren Teil des Gemaches, das ohne Bank noch Stuhl war, befand sich ein erhöhter, grün gedeckter Tisch mit Akten belastet, zwischen diesen stand ein hölzernes Kreuz, daran die Gestalt des Heilands in Metall getrieben. Hinter dem Tische saß ein älterer Herr in Amtstracht, verdrießlich durch die goldgefaßten Brillengläser die Eintretenden musternd, rechts und links neben ihm thronten steif und gelangweilt die beiden Schöffen. Das unterste Ende des Tisches hatte ein Schreiber inne,

am obersten Ende saß ein junger Herr in schwarzem Frack, seinen wohlgepflegten Schnurrbart aufwirbelnd und stechende Blicke um sich werfend. In dem Zeugenraum befanden sich der Schutzmann, welcher seinerzeit den Tatbestand aufgenommen, sowie der Hilfsprediger, sodann der Kläger, ein ältlicher Herr mit kahlem Haupte, in einen schweren Pelz gehüllt, dessen er sich trotz der Wärme, die im Gemache herrschte, nicht entledigte. Im Hintergrunde hatten sich verschiedene Bewohner des Witthoffschen Hauses, darunter Frauen mit ihren Marktkörben, zusammengedrängt; sie waren, von Neugier getrieben, als Zuschauer erschienen.

Witthoffs Sohn mußte vor den Tisch treten, was er zitternd tat, den Zeugen wurde die Eidesformel vorgesprochen, wobei die Anwesenden von ihren Plätzen in die Höhe schnellten und der Vorsitzende, die Worte mechanisch, in einförmigem Tonfalle herunterlesend, sein Barett abnahm. Alsdann wurde zur Vernehmung geschritten. Der Junge gestand weinend, der Hilfsprediger legte das beste Zeugnis ab, erwähnte die strenge Rechtschaffenheit der Eltern, betonte auch, daß der Knabe nicht aus Eigennutz gehandelt habe, sondern aus unüberlegtem Antriebe, um die große Not der Seinen zu lindern. Während dieser Aussage zeigte der junge, als Amtsanwalt figurierende Herr ein höhnisches Gesicht, und starrte den Geistlichen in einer derart mitleidigen, überlegenen Weise an, daß diese an anderer Stelle sicherlich als Unverschämtheit gegolten haben würde. Die Herren hatten einander im ersten Augenblick mißfallen, hier fühlte

der Amtsanwalt sich unverletzlich in dem Bewußtsein, daß schwere Strafen jede Zornesaufwallung der Zeugen bedrohen. Der alte Herr gab als Kläger an, daß ihm schon oftmals Tauben abhanden gekommen seien; er habe am fraglichen Tage zufällig beobachten können, wie der Knabe den Diebstahl begangen. Die Tauben seien wertvoller Art gewesen, ihre Aufzucht bilde seine Lieblingsbeschäftigung sowie seine einzige Freude auf Erden.

Der arme alte Herr hatte außer dieser seiner einzigen Passion noch einige andere Lebensfreuden in Gestalt von Figurantinnen der Vorstadttheater, er hielt es jedoch für angemessen, an dieser Stelle lediglich seine Liebhaberei für Tauben hervorzuheben. Die Aussagen des alten, in Ausübung seines unschuldigen Zeitvertreibes so arg beeinträchtigten Herrn hatten bei der Zuhörerschaft einen sichtbaren Eindruck hervorgerufen.

Auf eine Gebärde des Vorsitzenden hin erhob sich der junge, schneidige Amtsanwalt. Er müsse zunächst mit Energie den Ausführungen eines Zeugen gegenübertreten, welchem — er deutete mit wegwerfender Bewegung nach dem Hilfsprediger — viel daran gelegen zu sein scheine, den Angeklagten weiß zu brennen. Diese Aussagen, von sichtlicher Parteinahme beeinflußt, erschienen in jedem Punkte unlogisch, hinfällig, ja unangemessen. Er wolle nicht untersuchen, ob die Not der Eltern des Angeklagten eine unverdiente sei, oder aber eine selbstverschuldete. Aus Not sei der Diebstahl keineswegs verübt worden; wäre dem so gewesen, hätte der

Junge Brot gestohlen und nicht wertvolle Tauben, deren Unterhalt die einzige Freude ausmache, welche sich ein hochgeachteter älterer Herr an seinem Lebensabende vergönne. Als strafverschärfend falle die hinterlistige Weise ins Gewicht, vermittels welcher der Angeklagte sich der Tiere bemächtigte, indem zu ihrer Habhaftwerdung er sich nicht des im Vergleich zu vorliegender Handlungsweise fast ehrlich erscheinenden Wurfes oder Schlages, sondern der Legung heimtückischer Schlingen beflissen habe. Der Junge, welcher in noch schulpflichtigem Alter bereits vor Gericht stehe, sei ein ganz geriebener Bursche, der nur durch eine ganz empfindliche Strafe zur Selbsterkenntnis und Umkehr gebracht werden könne. Unter diesen Umständen empfehle er als angemessene Sühne eine Gefängnisstrafe von vierzehn Tagen, welche er hiermit auszusprechen beantrage.

Während dieser Rede hatten die beisitzenden Schöffen, zwei biedere Männer aus dem Handwerkerstande, den Angeklagten nicht aus den Augen gelassen und zuweilen mißbilligend sowie verwundert die Köpfe geschüttelt, gleichsam als bange ihnen vor dem Grade von Seelenschwärze, welche an dem heulend vor ihnen stehenden Jungen offenbart wurde. Der Vorsitzende warf sich mißmutig in seinem geräumigen Sessel zurück, sagte jedem der beisitzenden Schöffen ein Wort ins Ohr, und ehe diese Zeit gefunden, eine Antwort zu geben, waren dem Jungen sechs Tage Haft zugesprochen. Der Gerichtsdiener öffnete die Tür und rief die Namen der zu einer neuen Verhandlung vorgeladenen Zeugen, indessen der

Junge ganz niedergeschmettert auf seinen Vater zuwankte. Beide waren entsetzt über den unglücklichen Ausgang, und es dauerte lange, bis der Hilfsprediger sie zu trösten vermochte. Dies gelang erst, nachdem der Junge sich vergewissert, daß er nicht sofort ins Gefängnis geführt werden würde, sondern seine Strafe erst später anzutreten brauche. Der Hilfsprediger blieb noch einmal stehen und maß mit ernstem, fast traurigem Blicke Richter und Kläger, namentlich den alten Herrn, welcher diesen Blick unbehaglich fand und möglichst rasch an der kleinen Gruppe vorüberzukommen trachtete. Die eben gespendeten Trostworte hatten dem jungen Geistlichen nicht so recht von den Lippen gewollt, denn er fragte sich nicht ohne Bekümmernis, wozu Richter, Schöffen und Geschworene daseien, wenn sie nicht vermöchten, das starre Gesetz in Einklang zu bringen mit dem Rechtsbewußtsein, wenn sie nicht imstande seien, ein selbständiges Urteil abzugeben, unbekümmert um den toten Buchstaben. Wieviel Haß und Verbitterung blieben erspart, wenn ein Zug wohlwollenden, humanen Geistes durch die Rechtsprechung geleitet würde. Fühlt sich nicht oftmals der Staatsbürger, aus dessen Tasche doch der Justizapparat bezahlt wird, der Handhabung unserer Rechtspflege gegenüber schutzlos und vogelfrei? Lieblosigkeit sowie Willkür treten in der Rechtspflege offen zutage, und gerade diese beiden Laster stehen in untilgbarem Widerspruche zur Gerechtigkeit. Ihm, dem Denkenden, Mitfühlenden wurde offenbar und verständlich der mühsam ertragene Grimm des Volkes gegen die Unzuläng-

lichkeit des Gerichtsverfahrens, gegen Urteile, welche jedem gesunden Empfinden täglich ins Gesicht schlagen. Ihm enthüllte sich in voller Trostlosigkeit die Dürre und Härte eines Strafsystems, das auf breiter Basis geistig wie körperlich Schwindsucht züchtet, das die Gesamtheit vergiftet und schädigt, anstatt sie zu schützen. Ihn erfaßte Entsetzen vor dem lieblosen, schematischen Schlendrian, vor der furchtbaren Gleichgültigkeit auf so weiten Gebieten der Nächstenliebe, der Armenpflege, des Schutzes der Schwachen.

Diese bitteren Erwägungen beschäftigten den Hilfsprediger, während Zeugen und Zuschauer ihres Weges gingen; mehrere der letzteren streiften Witthoff und den Knaben mit hämischen Blicken. Einige der Hausbewohner, die bisher treu zu der armen Familie gestanden, brachen, nun der Knabe verurteilt worden, ihren Verkehr ab, denn viele Leute erachten nicht das Verbrechen, sondern nur die Strafe, die Sühne desselben für schändend.

Die Spannkraft, welche Witthoff und dessen Frau Wochen hindurch bis zum Tage der Gerichtsverhandlung aufrechtgehalten hatte, war nach dem unglücklichen Ausgange dieser letzteren gebrochen; sie fühlten sich gemieden, bemäkelt, vereinsamt.

Der Bediente, ihr Freund, hatte sich, wohl seitens seines Herrn überwacht, nicht mehr blicken lassen; es ging mit Lebensmut, Arbeitskraft, Gesundheit rascher als bisher bergab. Witthoff begann zu husten, er vermochte nur unter heftiger Atemnot die steilen Treppen seiner Woh-

nung zu erklettern. Er begab sich zu einem Armenarzte, weil er glaubte, daß seine Tage gezählt seien. Lange mußte er in dem Vorzimmer warten. Es war ein kahles Gelaß, in dem es stark nach Karbol roch; auf den Holzbänken, welche sich an den Wänden entlang zogen, saßen dürftige Gestalten, Männer mit verbundenen Gliedern, alte Weiblein mit Augenschirmen, Frauen aus dem Arbeiterstande, auf ihrem Schoße wachsbleiche, apathisch aussehende Kinder wiegend. Neben Witthoff kam ein etwa zwanzigjähriges Mädchen zu sitzen, welches ärmlich, jedoch sehr sauber und anständig gekleidet war. Ihre schwarzen Filethandschuhe erschienen wohl hundertmal geflickt und ausgebessert zu sein; sie hatte traurige, glänzende Augen und ein verhärmtes, feines Gesicht. Durch die dünne Wand drang zuweilen die krächzende, zornige Sprechweise des Arztes, welcher im Nebenzimmer ordinierte; in ziemlich kurzen Pausen öffnete sich die Tür, und durch den Spalt wurde ein rundes Gesicht mit blitzenden Brillengläsern sichtbar, welches kurz und grimmig sich den Anwesenden zeigte, worauf der Patient, den die Reihe traf, sich hastig erhob und in dem Nebenraume verschwand. Der Doktor kannte offenbar den Wert der Zeit und liebte die Kürze, denn die Leute wurden rasch abgefertigt; bald waren nur Witthoff sowie das zuletzt gekommene kranke Mädchen übrig. Nachdem der Schreiber das Ordinationszimmer betreten, sah er vor sich einen kleinen, untersetzten Mann mit eigentümlich großem Kopfe und finsterem Gesicht, der rasch die Brille in die Stirne schob und seinen Patienten mit runden

wasserhellen Augen musterte. „Rock herunter, dahin setzen! Profession? Verheiratet? Wie lange? Wie viele Kinder?" Er stieß das alles knurrend, barsch hervor, aber als der Schreiber, dem Befehle nachkommend, seinen Rock abgeworfen und sich auf den niedrigen Schemel gesetzt hatte, war es ein rundes, gutes, von Falten durchfurchtes Kindergesicht, das sich sanft und behutsam über ihn beugte. Diese Untersuchung, offenbar auf tiefe Sachkenntnis, sowie langjährige Übung gegründet, war eine sehr kurze. „Ja, lieber Mann," sagte er weich, „die Lungen sind freilich längst angegriffen, aber ein paar Jahre können Sie deswegen immer noch leben. Wenn es Ihnen möglich wäre, sich Ruhe und kräftige Nahrung zu gönnen, würde Ihr Leiden zum Stillstande gelangen. Aber das können Sie eben nicht, es ist stets das gleiche traurige Lied. Sehen Sie, das junge Mädchen da drinnen: auch dieses arme kranke Ding brauchte nur Milch und gute Luft, um gesund zu werden, während sie sich jetzt zu Tode näht, um ihre alte Mutter pflegen zu können. Ja, hätte sie nur ein wenig Geld. Aber daran fehlt es eben bei allen denen, die zu mir kommen. Könnte ich Geld verschreiben, fast alle meine Patienten würden gesund. Na, den Kopf nicht hängen lassen, lieber Freund, Sie können noch eine ganze Weile am Leben bleiben, und vielleicht schreibt Ihnen unterdessen der große Doktor dort oben ein besseres Rezept, als ich es zu tun vermag." Damit sah sich Witthoff durch eine Hintertür hinausspediert, er ging aber gehoben und getröstet davon, denn wirksamer als die

größte Gabe hatte des alten Doktors Wesen sein Herz gestärkt und diesem wohlgetan.

Auf dem Rückwege sollte ihm ein kleines Erlebnis die Weihestimmung vorübergehend trüben. Er war, ermüdet und von dem Anblicke der ausgestellten Kostbarkeiten angelockt, vor dem Laden eines Juweliers stehengeblieben. Die Ladentür stand offen, hinter dem Verkaufstische erschöpfte sich der Inhaber des Ladens in erregten, überzeugenden Gebärden, indem er ein Sammetfutteral, darin bunte Edelsteine lichtbrechend Strahlen spannen, nach allen Seiten wendete und in die vorteilhafteste Lage zu bringen suchte. Um den Schmuck handelte ein junger, sehr korpulenter Modeherr von stark ausgeprägtem semitischen Typus, neben ihm stand eine nicht minder auffallend gekleidete, heftig geschminkte Frauensperson. Ihre Augen flammten unter dem Halbschleier voller Begier nach den Steinen und wendeten sich einzig von diesen, um die süßesten Blicke auf den feilschenden Herrn zu schießen. Dieser schien einen schweren Kampf zu bestehen, der geforderte Preis war ihm offenbar zu hoch, dennoch befand er sich sichtlich im Banne der Frauensperson an seiner Seite. Er protestierte, hob die Schultern, lachte in hohen, weichen, halb mißvergnügten, halb selbstzufriedenen Tönen; während der Verkäufer sein überzeugendstes Wortregister spielen ließ, bearbeitete die Frauensperson verstohlen die Seite des Unschlüssigen mit aufmunternden Stößen ihres hohen Sonnenschirmes. Der Herr entschied sich endlich, holte, indem er fortgesetzt klagende Töne ausstieß, seine Brieftasche hervor und

breitete eine beträchtliche Anzahl großer Kassenscheine über den Tisch. Die Frauensperson hatte sich in seinen Arm gehängt und sah ihn mit zusammengekniffenen Augen verliebt an; der Juwelier überreichte das wohlverwahrte Schmuckkästchen, mit seinen Verbeugungen nicht kargend. Witthoff dachte gerade im stillen, jedoch ohne jede Bitterkeit, wie wohl doch ihm selbst oder dem armen schwindsüchtigen Mädchen der Besitz nur eines einzigen solcher Scheine getan haben möchte, als das Paar mit raschen Schritten und in zärtliches Geplauder versunken die Straße hinaufschritt. Der Schreiber folgte, seinen müden Gang in gleicher Richtung aufnehmend, da erblickte er im Straßenschmutze die Brieftasche, aus welcher der Herr soeben Geld entnommen. Witthoff hob sie auf und reinigte sie, mechanisch sah er sich um, ob ihn jemand beobachtet habe, allein die Leute eilten gleichgültig vorüber, auch an den Fenstern zeigte sich kein müßig spähendes Gesicht. Da hob der Schreiber an zu laufen, so gut er es vermochte, und holte bald das vorausgegangene Paar ein. Er teilte, aus angestrengter Brust keuchend, die Umstände mit, unter welchen er den Fund getan, und reichte den aufgehobenen Gegenstand zurück. Das Frauenzimmer maß ihn wegwerfend mit jener hochmütigen Art, die Dirnen eigen ist, wenn es ihnen wohl ergeht; der Herr, erst betroffen, schritt rasch in die am nächsten gelegene Haustür. „Wir wollen doch sehen, ob alles stimmt", meinte er, indem ein häßliches Lächeln über sein Gesicht lief und die roten aufgeworfenen Lippen teilte. „Na," fügte er nach kurzer Untersuchung seines

Eigentums hinzu, „es ist so weit richtig." Dabei steckte er die Brieftasche ein und fingerte in der Seitentasche seines lehmfarbenen Überziehers. „Hier, guter Freund", sprach er, dem Schreiber eine Münze in die Hand drückend. „Heda, Droschke", winkte er gleichzeitig einem des Weges kommenden Gefährte. Witthoff sah höflich grüßend den Dahinfahrenden nach, dann machte er sich auf den Weg und öffnete dankerfüllt seine Hand; es lagen fünfzig Pfennig darin. —

Der Hilfsprediger hatte sich vorgenommen, seinen Hausgenossen, der armen Witthoffschen Familie, rastlos beizustehen, um ihren gänzlichen Untergang zu verhüten; oft jedoch hegte er die Befürchtung, daß seine Kräfte ihn bei der Vollendung dieses Rettungswerkes im Stiche lassen würden. Seine eigenen Mittel waren unzulänglich, er bekleidete die bescheidene Aushilfestelle erst seit kurzer Zeit und hatte noch keinen bestimmenden, lenkenden Einfluß auf die Wohltätigkeitsäußerungen einzelner Gemeindemitglieder erworben. Eines Tages jedoch brachte er die hoffnungerweckende Nachricht, daß Frau Witthoff bei einer reichen Gräfin vorsprechen möge, welche zu den Veranstalterinnen von Festlichkeiten gehöre, die alljährlich in den Kreisen der oberen Gesellschaft mit großem Pompe zum Besten der Armen abgehalten zu werden pflegten. Die betreffende junge und gefeierte Dame war die Tochter eines schwerwiegenden Großkaufmannes der Hansestädte; sie hatte in die Gesellschaft der Residenz hineingeheiratet und zählte nunmehr zu den bekanntesten, tonangebenden Damen der vornehmen Kreise.

Sie bewohnte ein geschmackvoll eingerichtetes Haus in der bevorzugten Nähe der Gesandtschaftshotels auswärtiger Staaten. Frau Witthoff wurde, als sich die schweren Vorhänge zum Treppengange aufgetan, von einem reichbetreßten Türhüter angehalten und nach kurzem Verhör einem Lakaien überwiesen. Dieser bedeutete nach eingeholtem Bescheide der Frau, sie möge im Vorzimmer warten. Die Schreibersfrau setzte sich schüchtern auf eine Stuhlecke und betrachtete die Herrlichkeit, welche sie umgab, mit Staunen, obwohl zweifarbige Ledertapeten, ein mächtiger mit Porphyrplatten belegter Kamin nebst einigen schmalen, aus Eichenholz gefertigten Bänken die einzige Ausstattung des Warteraumes bildeten. Es herrschte in der Halle eine Stille, welche der armen, an den Lärm und das Wagengerassel belebterer Stadtviertel gewöhnten Frau beinahe feierlich vorkam; in dem Hause hingegen schien ein um so regeres, wenngleich geheimnisvolleres Leben zu herrschen. Häufig erscholl, aus fernen Gemächern kommend, das schwache, dringliche Schrillen der elektrischen Klingel, in den oberen Stockwerken wurden Türen zugeschlagen, es klang, als würden Schränke gerückt und entleert, als liefen hastige, leichte Schritte in höchster Eile über unsichtbare Treppen. Manchmal klang von draußen das rasche, verhallende Rollen eines herrschaftlichen Wagens, oder ein Diener schritt kaum hörbar über den Teppich des Vorgemaches, von der armen Frau keine Notiz nehmend, trotz ihres bescheidentlichen Räusperns. Eine Turmuhr schlug die Viertelstunden eintönig ab, es wurde dunkel und draußen

mochte wohl ein Regenschauer niedergehen. Frau Witthoff rückte auf ihrem Sessel hin und her, die Stille, das gespannte Warten erfüllte sie mit einem Zustande dumpfer Angst, nagender Ungeduld. Sie mußte an ihre Kinder denken, die sie ohne Aufsicht zurückgelassen, und denen, wenn es hier mit dem Warten so weiter ginge, das karge Mittagbrot heute ungekocht bleiben würde. „Ach," seufzte sie, „vornehme Damen können sich freilich nicht denken, wieviel unsereiner durch das Warten versäumt, auch hat die Frau Gräfin gewiß keine Kinder, denn man hört weder Geschrei noch Lachen. Aber wenn die Gnädige wüßte, welch schweres Tagewerk ich habe und wie knapp meine Zeit gemessen ist, sie ließe mich sicherlich rascher vor. Nach und nach wurde ihr das Harren unerträglich, sie hatte gewiß schon an zwei Stunden im Vorzimmer zugebracht und besaß doch nicht den Mut, unverrichteter Sache heimzukehren. Da wurde plötzlich die Treppentür durch einen betreßten Arm hastig aufgestoßen, es erschien ein schlanker, noch jugendlicher Herr in einfachem Morgenanzuge, seine weiße Stirn sowie sein blonder Schnurrbart stachen eigentümlich ab von dem sonnengebräunten Gesicht. Die wartende Frau überflog er mit prüfendem Blicke und neigte im Vorübergehen leicht, aber freundlich den Kopf. Er schritt durch eine gegenüberliegende Tür, wandte sich einen mit Blattpflanzen ausgeschmückten Korridor entlang und begegnete hier einer Kammerjungfer, die eine Last von flatternden Gazestoffen in den Armen trug. „Ist die Frau Gräfin zu sprechen?" fragte er im Vorbeigehen, dann, ohne anscheinend die

bejahende Antwort abzuwarten, klopfte er an eine Tür von getäfeltem Holze, die des Ganges Ende bildete. Dem Eintretenden erschloß sich ein weites Gemach mit hellen Seidentapeten, hohen Schränken und großen Wandspiegeln; er schritt auf die Gräfin zu und bot guten Morgen, ihre Hand an seine Lippen ziehend. „Ich bin sehr beschäftigt, lieber Siegfried", lautete ihr Widergruß. „Mein Kostüm für den Armenball ist noch nicht fertig, ich weiß nicht, welche Garnitur ich zu der Pompadour-Jüpe wählen soll, ob ein helles Grün oder amarantfarbene Bordüre. Ich glaube keines von beiden, sondern lieber Rüschen von Points d'Alençon. Aber die Stickerin, die ich mit den neuen Fassons zu heute bestellt, hat mich im Stiche gelassen; solche Leute besitzen eben keine Ahnung davon, wie kostbar unsere Zeit ist. Bitte, lieber Siegfried, setze dich nicht dorthin, du zerdrückst meine Satintaille. Es ist hier im Zimmer wirklich wenig Raum."

Das große Gemach sah in der Tat aus, als sei es einer Plünderung unterworfen gewesen; den geöffneten Schränken war eine Flut von Kleidern, Stoffen und Federn entnommen worden, die nicht nur alle Stühle, sondern auch zum Teil den Fußboden bedeckte. Die Ständer der großen Ankleidespiegel waren mit Spitzenröcken behangen, kein Plätzchen schien mehr frei zu sein, und dennoch schleppten zwei Kammerjungfern rastlos neue armfüllende Lasten von Stoffen aus den Kleiderkisten und Vorräten des oberen Stockwerkes herbei. Inmitten dieser Gegenstände befand sich erregt und nervös die hübsche blonde Gräfin, anprobierend, umherwühlend,

verwerfend, findend, ihre Jungfern tummelnd und zehn, häufig einander widersprechende Befehle in einem Atemzuge erteilend. Der Graf hatte das Chaos mit einem eigenartigen Blicke umfaßt und schien eine ironische Bemerkung gewaltsam niederzuhalten. „Ich komme von den Kindern, meine Liebe," sagte er, „sie möchten spazieren gehen und wundern sich, daß du sie nicht rufen lässest. Sie bleiben nicht gern bei der Engländerin, wie du weißt. Willst du sie nicht begleiten, die armen Dinger? Sie haben sich den ganzen Morgen auf das bißchen Herumtummeln gefreut."

„Die Kinder sind einfach verzogen," sagte die Gräfin scharf, „und ich begreife nicht, lieber Mann, daß du mir zumutest, mich jetzt mit ihnen zu befassen. Du siehst ja, wie sehr ich von Geschäften überhäuft bin."

Es war ein rasches, bitteres Lächeln, das über seine Züge ging. „Meine liebe Bichette," sagte er, „ich will dir keine philiströse Predigt halten, aber glaube mir, daß diese Aufregung, dieses Hasten weder für dich noch für irgendwelche andere Frau gut sind. Sie schaden deiner Gesundheit und entfremden dich einer vernünftigen Lebensweise, deiner Familie und deinen Pflichten. Ich wollte herzlich, du entschlössest dich, mehr für dein Haus, mehr für deine Kinder zu leben. Mir ist es unsäglich zuwider, wenn man Wohltun als Sport behandelt, und ich verwünsche aufrichtig eure Armenbälle und sonstigen Reklamefestlichkeiten."

„Du verwünschest sie! Und warum? Wohl deshalb,

weil es mir Vergnügen bereitet, gesellige Pflichten mit Wohltun zu verbinden?"

„Nein, aber weil jene Feste Lüge sind und auf Lüge beruhen, auf einem häßlichen Stück Selbstsucht und Lüge. Wenn es euch wirklich darauf ankommt, Gutes zu tun, warum sammelt ihr nicht unter euch und verteilt den Erlös im stillen? Das ist freilich nicht so vergnüglich, als Komiteesitzungen und Kostümproben abhalten, sowie späterhin die Namen nebst Toilettenbeschreibung und allerhand Lobpreisungen im Tageblatt lesen zu können. Für die Armen bleibt bei derlei Festen doch nichts übrig. Die Kosten übersteigen in vielen Fällen die Einnahme, und etwas Durchgreifendes wird in der Regel nicht erzielt. Den Teilnehmern freilich ist dies Nebensache, sie sind zufrieden, wenn sie die Zeit totgeschlagen, sowie vor sich selbst und vor anderen die Rolle mitleidiger, aufopferungsvoller Engel gespielt haben. Ich kenne diese Art der Wohltätigkeit genau, und es empört mich, daß man gerade das jammervolle, hilflose Elend aussucht, um daran eine Komödie ins Werk zu setzen, deren grobe Fäden aus Eitelkeit, Vergnügungsdrang und Reklamesucht bestehen."

„Siegfried," rief die hübsche Gräfin, indem ihre Augen ein häßliches Feuer schossen und ihr Gesicht einen keineswegs aristokratischen Ausdruck annahm, „vergiß, bitte, nicht, daß für mein Geld ich mich amüsiere, wie es mir gut dünkt."

Der Graf erbleichte bis in die Lippen, verbeugte sich und verließ das Gemach. Er kehrte mit finsterer Stirn

nach dem Vorzimmer zurück, fand dort Frau Witthoff noch immer harrend und schlug scharf auf eine Standglocke, die ihm unter die Hand kam. „Melden Sie der Frau Gräfin in meinem Namen," befahl er dem eintretenden Diener, „daß im Vorzimmer seit zwei Stunden eine Frau warte, welche Hilfe suche und vorgelassen zu werden wünsche." Er begann im Zimmer auf und nieder zu schreiten. Nach einer Weile kehrte der Diener zurück: „Die gnädige Gräfin lasse sagen, die arme Frau möge ein andermal wiederkommen, die Frau Gräfin habe keine Zeit, denn morgen sei Armenball." — „Es ist gut," erwiderte der Graf, „gehen Sie an Ihre Arbeit." Als sie allein geblieben, trat der Graf näher an die Frau heran, welche aufgestanden war und ihn kummervoll, mit verhärmtem Gesichte ansah. „Sie sind ohne Zweifel arm, meine Liebe," sprach er sanft, mit warmem Ausdrucke, „verheiratet und arm dazu. Das ist freilich schlimm, aber noch schlimmer würde es sein, wenn Ihr Mann die Torheit — sagen wir lieber die Sünde — begangen hätte, eine reiche Frau zu heiraten." Er zog seine Geldbörse hervor, die sich sehr platt anfühlte und nur ein einziges größeres Geldstück zu enthalten schien. „Hier, liebe Frau," setzte er mit freundlichem, ernstem Ausdrucke hinzu, „ich kann Ihnen keine größere Gabe reichen, allein der Taler ist eigenes Geld, er stammt von meiner Leutnantspension. Wenn er zu Ende gegangen sein wird, so trösten Sie sich damit, daß Sie" — er sprach die Worte nur für sich selbst hörbar — „heute gesehen haben, wie ein Graf ... sich geschämt hat." —

Der Rechtsanwalt, welcher Witthoff beschäftigte, ließ diesen während einer Pause zu sich rufen; vor ihm lagen einige Aktenstücke, welche der Schreiber kopiert hatte. „Mein Freund,“ eröffnete er ihm, „Ihre Hand wird immer steifer und ungewandter, Ihre tägliche Arbeitsleistung immer geringer. Meine Kunden können Ihre Handschrift nicht mehr lesen, und ich kann Sie nicht länger gebrauchen. Suchen Sie sich von morgen ab einen andern Dienst; bis zum Fünfzehnten des Monats will ich Ihr Gehalt ausbezahlen.“

Vor Witthoffs Augen begann das Zimmer sich zu drehen, seine Stirne feuchtete sich, und er streckte unwillkürlich beide Hände nach rückwärts, um nicht hinzufallen. So lehnte er an der Wand, schreckgelähmt und dennoch bittend, mühsam lächelnd, als könne das Gehörte nicht Wahrheit sein, als habe sein hoher Chef sich nur einen Spaß mit ihm machen wollen. Der Rechtsanwalt pflegte sehr kurz angebunden zu sein, als er jedoch erkannte, welch furchtbaren Eindruck die erteilte Kündigung auf den Schreiber ausübte, fügte er, unangenehm berührt, einige begütigende Worte hinzu. „Sie werden alt, lieber Freund, aber das ist ein Umstand, für welchen mein Geschäft nicht büßen darf. Sie haben mir nach Kräften gedient, und darum will ich Ihr Gehalt den vollen Monat fortlaufen lassen. Behalten kann ich Sie nicht, denn Ihre Stelle ist bereits neu besetzt. So gehen Sie nun und geben Sie sich zufrieden.“

Witthoff erkannte, daß Vorstellungen umsonst sein würden. Während die anderen Schreiber plauderten

und ihr Butterbrot verzehrten, schlich er an sein Pult und begann zu arbeiten. In seinen Schläfen hämmerte es, seine Kehle war wie zugeschnürt. Er fühlte: dies Unglück überlebst du nicht, es ist der letzte Schlag. Freilich, der Prinzipal mochte recht haben, bei leerem Magen und mit Fingern voller Frostbeulen ist es schwer, eine schöne Handschrift zu bewahren. Witthoff kannte seinen Chef und wußte, daß dessen Anordnungen für unwiderruflich galten, dennoch strengte er sich auf das äußerste an, seine Handschrift so fest und klar wie möglich erscheinen zu lassen, vielleicht daß der Rechtsanwalt die Bogen durchsähe und seinen Entschluß zurücknähme. Auf diese schwache Hoffnung baute er die Kraft, seiner Frau im Laufe des Abends die erhaltene Kündigung zu verschweigen. Am anderen Tage setzte er mit unendlicher Sorgfalt den Versuch fort, seine Handschrift zu verbessern, und wirklich, das Glück schien ihm wohl zu wollen, er wurde in das Kabinett seines Prinzipals beschieden, der eine soeben hergestellte Abschrift unterfertigen wollte. Witthoffs Hand zitterte derart, daß sie den Bogen kaum zu überreichen vermochte. Der Anwalt jedoch, innerlich vielleicht über den sichtlichen Mangel an Haltung aufgebracht, zerstörte mit dürren Worten des armen Schreibers Hoffnungsbau, indem er ihn daran erinnerte, daß mit Schluß der Bureaustunden sein Dienst abgelaufen sei und alsdann die Auszahlung des bewilligten Monatsgehaltes stattfinden werde.

Im Laufe des Nachmittags erschien der Rechtsanwalt in der Schreiberstube, erteilte die gewohnten kurzen An=

weisungen und legte im Vorbeischreiten einige Taler, in Papier gehüllt, auf Witthoffs Pult. Dieser neigte den Kopf nur tiefer über den letzten Bogen, den er abliefern durfte. Ihm war das Herz zum Brechen schwer; nun diese Arbeit ihm abgenommen und er hinausgewiesen worden war, fühlte er sich völlig beiseitegesetzt und auf die Stufe der Unbrauchbaren hinabgestoßen. Anderweitige Beschäftigung, das wußte er wohl, würde ihm keiner geben wollen. Und doch mußte er eine zu finden suchen um jeden Preis, er wollte es sich nicht verdrießen lassen, überall vorzusprechen, von neuem mit zitternden Knien wollte er treppauf treppab steigen und um Arbeit bitten. Vielleicht fände sich ein kleiner Verdienst bei mitleidigen Menschen, und bis dahin müsse es den Seinigen verschwiegen bleiben, daß der Rechtsanwalt ihn fortgeschickt habe.

Als die übrigen Schreiber bei dem Glockenschlage, der ihr Tagewerk beendete, hastig aufbrachen, sah Witthoff noch einmal in dem Raume umher, in welchem er viele Jahre gearbeitet hatte, und dessen Tür ihm nun für immer verschlossen bleiben sollte. Vor wenigen Tagen noch hatte er hier gesessen, geborgen und sicher, vergnügt, trotz schwerer Arbeit — wie glücklich war er gewesen und wie reich gegen jetzt, da er sich verlassen und verstoßen sah ohne Gnade. Doch es mußte geschieden sein. Von dem alten Gefährten, seinem Schreibpulte, nahm er Abschied wie von einem lebenden Wesen, er legte den müden Kopf darauf und ließ es geschehen, daß aus seinen Augen dicke Tropfen über das Holzwerk

rannen und die Tintenspuren sowie die Schnitzversuche einer ganzen Schreibergeneration heiligten. Er schlug mit zitternder Hand ein Kreuz, das den ganzen Raum überspannte. „Gott segne dich, altes Zimmer", sprach er zärtlich, dann wankte er still die Treppen hinunter.

Es ist schmerzlich, von einer jungen Liebe zu scheiden, aber noch schwerer fällt es, noch bitterer ist es, Abschied nehmen zu müssen von der heiligen Arbeit, welche Leben schafft und welche selber Leben bedeutet.

Nun begann für den alten Schreiber eine harte Zeit voller Enttäuschungen und Demütigungen. Am drückendsten erschien es ihm, den Seinigen die Wahrheit zu verschweigen, ihnen gegenüber eine Rolle spielen zu müssen, deren Durchführung seine Kräfte überstieg. Er benahm sich dabei so erstaunlich ungeschickt, es fiel ihm so unsäglich schwer, nicht unwillkürlich Verdacht zu erregen, daß seine Alltagsmiene häufig nur jämmerlich schlecht den Gegensatz zu bewahren wußte zwischen der inneren Angst und Unruhe, die ihn verzehrten. Täglich steckte er, wie vordem, sein Frühstück zu sich und verließ das Haus zur gewohnten Stunde; er schlug, für den Fall, daß man ihm nachgefolgt wäre, den alten Weg nach dem Bureau ein. Erst nachdem er mehrere Straßen durchschritten, wandte er sich seinem neuen Tagewerke, dem Suchen nach Arbeit, zu. Kein entlegenes Stadtviertel, kein noch so hohes Stockwerk schreckten ihn ab; wo immer eine Stelle offen erschien, meldete er sich mit einem schwachen Hoffnungsleuchten in den bekümmerten Augen, aber stets wurde er seines kränklichen Aussehens, seines Alters halber ab-

gewiesen. Dann dankte er stillergeben und trottete weiter, ermattet, kotbespritzt, mit hängendem Kopfe, wie ein vertriebener Hund. In der Mitte des Tages, wenn die Leute Essensstunde hielten, ruhte er notgedrungen und verzehrte das mitgebrachte Brot in einem Hausflur, auf einer Treppenstufe. Hatte man ihn überall fortgewiesen, waren vielleicht seine Kräfte völlig erschöpft, so scheiterte er auf irgend einer Bank im Stadtgarten, oder stand stundenlang vor Bilderläden und Litfaßsäulen, denn nach Hause durfte er ja, so müde er sich fühlte, vor Ablauf der Bureaustunden nicht zurückkehren. Zuweilen fragte ihn seine Frau, wie es auf der Schreibstube hergegangen, wie sich der Prinzipal befände, ob unter dem Personal eine Änderung vorgegangen sei. Dann tat der alte Mann, als ob ihn ein Hustenanfall ergriffe, oder versuchte durch hastige Zwischenrede sich der Antwort zu entheben. Wäre Frau Witthoff argwöhnischer gewesen, dann hätten ihr die ungeschickten Versuche auffallen müssen; so jedoch, stets niedergeschlagen und bekümmert, achtete sie weniger auf des Mannes Gebaren. Die Sorgen bestürmten sie zu gewaltig; ihrer weichen, ein wenig mutlosen Natur dünkten längeres Kämpfen, fernerer Widerstand unmöglich. Sie härmte sich schwer über ihren ältesten Sohn, welcher vor kurzem die ihm zugeteilte Gefängnisstrafe verbüßt hatte. Unsrer Gesetzgeber hochgepriesene Weisheit kennt für Verbrechen, für Vergehen, so verschiedenartig an Gattung und Begründung dieselben auch sein mögen, neben Geldbußen nur eine Strafe — das Einsperren. Sie begeht damit eine kurz-

sichtige, törichte Versündigung, denn ebensogut könnte man sämtliche Krankheiten durch ein und dasselbe Mittel heilen wollen. Witthoffs Sohn gereichte das Universalmittel zum Schaden; der früher so gutartige Knabe kehrte aus der Haft als ein scheuer, verbitterter Schlingel zurück, dessen Frohsinn und Arbeitslust weggelöscht schienen. Die harte gerichtliche Strafe hatte, weil sie in liebloser, verletzender Form verhängt worden, keine Besserung, sondern nur Verstocktheit erzielen können; zugleich schien der Junge im Gefängnisse verdächtige Bekanntschaft geschlossen zu haben. Er versäumte die Schule, trieb sich tagelang umher und kehrte zuweilen halb betrunken, nach Tabak riechend, heim. Eins der Kinder, ein zwölfjähriges Mädchen, war an schleichendem Fieber erkrankt. Ein Arzt, welchen der Hilfsprediger zum Kommen vermocht, hatte mit wenig erfreutem Gesichte einige Rezepte geschrieben und sich alsdann dauernd empfohlen; die Rezepte blieben aus guten Gründen ungefertigt in der Tischlade liegen.

Eines Abends war der Schreiber nach vergeblichen Gängen todmüde heimgekehrt; es war bitterkalt im Zimmer, denn draußen hatte sich mit Einbruch der Dämmerung der fallende Regen in große wässerige Flocken verwandelt, welche massig, senkrecht niederfielen und auf den triefenden Dächern, dem schwarzen Straßenpflaster weggelöscht schmolzen. Frau Witthoff hatte, da keine Feuerung vorhanden war, von der Nachbarin ein Petroleumlämpchen entliehen und auf diesem gekocht; die Kinder hockten um den Tisch und betrachteten,

ihre rußigen, oft genieteten Teller vor sich, mit hungrigen Augen den dampfenden Suppentopf. Die Mutter wollte Schwarzbrot aufschneiden, allein es war nur ein kleiner Rest übriggeblieben, der kaum zu einem Schnittchen für jedes Kind ausreichte, obwohl die kleine Kranke nicht mitaß, sondern still in ihrem Bette lag. Da entsann sich Witthoff, daß er sein Frühstück vor Müdigkeit nicht zu genießen vermocht hatte; er wickelte es aus dem Zeitungsblatte und legte es auf den Tisch. „Nehmt, Kinder,“ sagte er, die Extrabissen verteilend, „der Prinzipal hat uns heute, weil es besondere Arbeit gab, ein Frühstück reichen lassen.“ Der älteste Junge fand ein hartes, freches Lachen. Die Mutter verwies ihm seine Unziemlichkeit, da lachte der Junge abermals. „Vater bindet euch etwas auf,“ sagte er dreist und höhnisch, „er war heute gar nicht auf der Schreibstube. Ich bin ihm ja zweimal begegnet. Vormittags stand er am Packhofe und nachmittags saß er in den Anlagen auf einer Bank. Ich ging dicht an ihm vorbei, er hat mich aber nicht gesehen. Na, habe ich recht?“

Der alte Mann konnte den Knaben nicht Lügen strafen, er nickte mit dem Kopfe, während die Röte der Scham in sein abgezehrtes Gesicht trat. Die Mutter wies den Jungen zur Ruhe, aber diesmal hatte sie mit Todesschrecken erkannt, daß ihr der Schreiber ein geschehenes Unheil zu verheimlichen suche. Sie trieb die Kinder nach dem Abendessen hinaus und legte Witthoff mit bangem, trübem Blicke die Hände auf die Schulter. Es verließ ihn die Fähigkeit, seine Rolle länger durchzuführen; er

bekannte alles, und lange, bis die Kinder von der Straße wiederkehrten, saßen die beiden Alten in der traurigen, dunklen Stube, die grauen Köpfe unter der Wucht des gemeinsamen Unglücks gebeugt haltend.

Und das Elend, einer trägen, stumpfsinnig brütenden Spinne gleichend, spann die schwarzen Fäden immer fester, knotete sie immer emsiger und unentwirrbarer über der armen Familie zusammen. Es fehlte am Nötigsten, und in der Schlafkammer, an deren Scheiben die Morgenstunde zarte Eisblumen hauchte, lag das kleine Mädchen, bald heftig fiebernd, bald in Apathie versunken, ein Päckchen Lumpen, das eine Puppe vorstellen sollte, im Arm haltend. Dies kleine Herz, welches in das Leben nur hineingeschaut, um es nach kurzen Jahren voller Not und Kummer wieder verlassen zu sollen, verbarg einen Überschuß von Liebe und Zärtlichkeit, den es an irgend einem geduldigen Gegenstande auszulassen suchte. Hilflos, wie es war, hatte es durch seine Einbildungskraft die zusammengedrehten Lappen belebt, und niemals wohl war die herrlichste Puppe eines reichen Kindes zärtlicher geliebt worden, als es diesem dürftigen Spielzeuge widerfuhr. Um dem kranken Lieblinge Erquickung zu verschaffen, verdoppelte Witthoff seine Anstrengungen; wohl fand er zuweilen für einen Nachmittag Beschäftigung als Handlanger bei einem Neubau, doch mochte ihn niemand auf die Dauer verwenden, weil seine Körperkräfte nicht ausreichend waren. Auch stand sein Name ja noch immer auf der schwarzen Liste der Sozialdemokraten, und wenn Arbeiter der Genossenschaft ihn er-

kannten, so jagten sie ihn unter Schelten und Mißhandlungen vom Platze. Wie ein Ertrinkender in einsamer, tiefer Torflache, des Todes gewärtig, die letzten Schwimmstöße beschreibt, so kämpfte der alte Schreiber, den Untergang vor Augen, verzweiflungsvoll. Eins quälte ihn ganz besonders. Das kranke Kind hatte sehnsüchtig und rastlos nach Apfelsinen verlangt; dies war im Fieber geschehen, denn bei Bewußtsein hätte es niemals gewagt, einen so vermessenen, unerhörten Wunsch auszusprechen. Witthoff litt unsäglich angesichts der Unmöglichkeit, dieses Verlangen des kleinen gemarterten Wesens erfüllen zu können. Er wagte einen Versuch, begab sich in eine Kolonialwarenhandlung, in deren Verkaufsräumen Fässer, gefüllt mit jener Ware, aufgetürmt lagen, und bat den Besitzer, er möge ihm für ein krankes Kind zwei oder drei minderwertige, beschädigte Früchte schenken. Der Angeredete ließ sich, erstaunt, die stotternd vorgetragene, ziemlich dunkle Rede wiederholen. Als er den Sinn der Bitte erfaßt, meinte er, eine ähnliche Unverschämtheit sei ihm noch nicht vorgekommen. Daß die Leute bereits anfingen, um Delikatessen zu betteln, wolle er in die Zeitung setzen lassen, der Erfinder dieser Neuerung verdiene jedoch hinausgeworfen zu werden. Damit ergriff er den alten Mann bei den Schultern und stieß ihn auf die Straße; es war gut, daß kein Schutzmann in der Nähe weilte, um die Weiterbeförderung zu übernehmen. Witthoff ging, schamübergossen, hastig davon und sank in den Anlagen auf einer Bank zusammen. Es trat ihm plötzlich mit erschreckender Bestimmtheit vor Augen,

daß die Seinen, falls kein Wunder geschähe, noch im Laufe der Woche umkommen müßten. Vielleicht waren die Kinder jetzt schon, während seiner Abwesenheit, unterlegen; befanden sie sich doch in einem solchen Zustande der Schwäche, daß sie bereits seit Tagen sich nur ungern von ihrem Lager erheben mochten. Ihn überkam inmitten der großen Stadt die Todesangst des Verlassenseins; er hätte aufschreien mögen nach Hilfe, wenn er nicht gefürchtet, daß man ihn auslachen oder verhaften würde. Wozu auch ertrotzen wollen, was durch stummes Bitten vielleicht erreicht werden konnte? Betteln ist freilich verboten, dachte er bei sich selbst, doch keiner kann dir verbieten, dich still hinzusetzen und den Hut neben dich zu stellen; vielleicht merkt einer der vielen, die vorübergehen, wie dir zumute ist, und schenkt dir einige Groschen. So drückte sich der alte Mann auf eine Bank nieder und stellte den Hut neben sich.

Viele Leute durchschritten die Anlagen, doch niemand kümmerte sich um den reglos Dasitzenden; ein vornehm aussehender Herr blieb einmal stehen und fingerte in einer Seitentasche nach Kupfermünzen, da er jedoch keine Pfennige fand und es ihn mühsam dünkte, seine Börse zu ziehen, ging er achselzuckend weiter. Zwei Studenten mit bunten Mützen, nach neuester Mode gekleidet, kamen Arm in Arm des Weges; sie waren trotz der frühen Tagesstunde nicht mehr nüchtern, sie plauderten lauten Tones und mit jenem Aufgebote von Superlativen, in denen die unreife Jugend sich gefällt. Einer der jungen Herren erachtete es für schneidig, den

armseligen Hut des Dasitzenden mit einem Schlage seines kurzen, einen tellergroßen Knopf aufweisenden Stockes von der Bank fort und weit in das Gebüsch zu schleudern, worauf beide laut lachend sich entfernten. Witthoff holte die alte Kopfbedeckung, deren Krempe sich durch den Schlag abgelöst hatte, zurück und nahm seinen Platz wieder ein. Vielleicht mochte sich doch im Verlaufe des Tages ein Vorübergehender erbarmen. Die Stunden flossen, ein leiser, kalter Regen begann zu fallen, aber Witthoff harrte aus, die Knie, so gut es ging, zusammenziehend, ob auch Kälte und Nässe den hageren Körper unausgesetzt erschauern ließen. Sein alter, gefärbter Rock war vom Regen durchweicht worden. In den Hals und über die knotigen Handgelenke des Dasitzenden flossen kleine Rinnsale, violette Furchen ziehend. Sein spärliches Haar klebte an den Schläfen, sein Gesicht wurde unter dem Drucke von leiblicher Not und Seelenqual immer hoffnungsloser, immer finsterer, schmerzverratender. Ein kleines Fräulein, am Arm eine Musikmappe, über der Schulter einen großen Regenschirm tragend, so daß ihr frisches, liebes Gesicht wie eingespannt erschien in dunklem Rahmen, war an Witthoff vorbeigegangen, dann, trotz des wenig einladenden Wetters, wieder umgekehrt, den Schritt verlangsamend, unschlüssig, ob sie dem Dasitzenden eine Gabe anbieten dürfe; sie fürchtete sich zudem wohl vor den leidvollen Zügen des Alten. Endlich machte sie Halt und sah Witthoff forschend an. Sie war ein reizendes Persönchen mit einem Mozartzopfe und treuherzigen, blauen Augen;

der Alte lächelte, als er ihrem Blicke begegnete, schüchtern und demütig, um ihr Mut zu machen. Als sie dies Lächeln gewahrte, welches das verkümmerte Gesicht des Frostbebenden hell machte, ward sie zutraulich. „Hier, lieber Mann," sagte sie, indem sie ihre kleine Faust geschlossen aus der Manteltasche hervorzwängte und einige Münzen in Witthoffs aufgeweichten Hut legte, „nehmen Sie, es ist leider nur gar wenig. Aber wollen Sie nicht meine Vespersemmel dazu nehmen? Ja? Ach, das ist brav von Ihnen. Sie machen mir wirklich Freude", plauderte sie weiter, indem sie ein ansehnlich großes in Papier verwahrtes Ding aus der Mappe zerrte. „Aber nun müssen Sie nicht länger hier sitzenbleiben, denn die Nässe ist sehr ungesund, sagt Mama, und man bekommt davon den Schnupfen. Grüß Gott, lieber Mann, ich muß jetzt in die Musikstunde." — Witthoff sah der rasch Davoneilenden mit unbeschreiblichem Dankesblicke nach. Er verließ seine Bank und begab sich, so rasch er es vermochte, auf den Heimweg. Jeder guten Tat wohnt ein lösender Zauber, ein Segen inne, der nur deshalb nicht immer sofort empfunden wird, weil er über das Leben hinausgeht. Der Stadtpark lag menschenleer, vom Regen gepeitscht; Witthoffs Glieder waren durchnäßt und erstarrt, im Herzen jedoch fühlte er ein Restchen von Lebenshoffnung aufglimmen, die der Blick aus den mitleidigen, blauen Augen des kleinen Fräuleins entzündet hatte. Er ging in eine Südfrüchtehandlung und kaufte für seinen Liebling drei schöne Apfelsinen, dann erklomm er hastig, mit kurzen Atemstößen die

Treppen seiner Wohnung. Das Zimmer, kalt, unwirtlich, lag im Dunkel des frühen Herbstabends; er wagte kaum nach der Schlafkammer zu schleichen, aus Furcht, er möchte daselbst die Kinder hungersschwach auf den Betten finden oder gar steif und tot, die mageren, scharfkantigen Gesichtchen vom ärmlichen Laken überdeckt. Doch war dem nicht so, es hatte sich wohl im Laufe des Tages eine Brotrinde für die Kleinen gefunden, und die Mutter mochte sie jetzt mit sich genommen haben zu einem kurzen Ausgange. Die Kammer war verödet, nur die kleine Kranke lag, den Kopf in die Kissen gedrückt, ihre Puppe im Arm, unruhig schlafend. Er mochte das Kind nicht stören und hockte sich nieder neben den kalten Ofen, zuweilen heftig aufschauernd, denn Kleider zum Wechseln besaß er nicht. Nach einiger Zeit kehrte seine Frau mit den Kindern wieder; die jüngsten begehrten in weinerlichem Tone Abendbrot, worauf die Mutter ihnen mit gereizter, mutloser Stimme Schweigen anbefahl. Auch den Schreiber begrüßte sie kaum; daß er, wie immer, leere Hände habe, erschien ihr selbstverständlich. Die arme Frau begann infolge des großen Elends verzagt und unfreundlich zu werden, auch mußte sie über ihre Kräfte gearbeitet haben, denn sie stieß die Kinder, welche an ihren Röcken geklammert hingen, von sich und sank, hart atmend, erschöpft auf das Lager. Der Schreiber hatte inzwischen nach langem Umhertasten einen blechernen Leuchter gefunden und den darin gebliebenen Lichtstumpf entzündet; er berief die Kinder um den Tisch und legte den Inhalt des ihm geschenkten Paketes den

Hungrigen vor. Beim Geräusch, das die gierig Essenden verursachten, stützte sich die Frau erstaunt auf den Ellenbogen, erhob sich dann völlig und näherte sich dem Tische fragenden Blickes. „Bettelbrot,“ erklärte Witthoff mit schwachem, ergebungsvollem Lächeln, „doch es kommt von einem lieben Kinde, das Gott segnen möge.“ Dabei schob er der Frau ein Stück zu, und diese begann hungrig davon zu zehren. Auch die kleine Kranke hatte sich aufgerichtet und schaute still zu den Essenden herüber; Witthoff erhob sich hastig, mit vielverheißendem Gesichtsausdrucke ergriff er das Licht, trug es an das Bett der Kranken und ließ die runden, glänzenden Früchte gleich goldenen Kugeln über die ärmliche Decke rollen. Die Kleine starrte den ersehnten Wunderschatz sprachlos an, dann drückte sie die Puppe krampfhaft an ihr Herz, während ihr ganzer Körper lautlos, fassungslos, vor Freude zitterte. „Gelt, Liesel,“ sagte sie endlich zu der Puppe selig, wie träumend, „nun können wir gerne sterben, da wir so eine große Freude erlebt haben und so glücklich geworden sind.“ Dabei leuchtete ihr blasses, verkümmertes Gesichtchen von einer Sonnenflut übergroßer Seligkeit so seltsam, daß es wie verklärt erschien. Die Mutter hatte sich hingesetzt und hielt die groben, abgearbeiteten Hände vor das Gesicht gedrückt, Witthoff jedoch, der bisher geduldig jedes Leid, jede Entbehrung getragen, brach im Innersten zusammen. Was keine Qual über ihn vermocht, dieses unbeschreibliche Lächeln auf dem Gesichte des abgehärmten, dem Tode nahen Kindes tat es; dieser Ausbruch einer Seligkeit, die so

grausam das Elend ihrer aller verklagte, dieses Aufleuchten eines Glückes, so wie es immer hätte sein können, wie es anderen, weniger enterbten Kindern immer zuteil war, lähmte ihm das Herz im Kerne, gab ihm den letzten, spaltenden Todesschlag. Er würgte die Tränen zurück, reckte die Arme gewaltig, als wolle er noch einmal eine große Last heben, und stand auf als ein Mann, der abgeschlossen hatte, mit dem es zu Ende war. Im Nebenzimmer kamen ihm die Kinder entgegen, zeigten ihre starren Finger und verlangten, daß er Feuer anmache. Er ging auf den Gedanken begierig ein. „Gewiß, Kinder," vertröstete er die Bittenden, „legt euch einstweilen nur schlafen, dann mache ich ein schönes, helles Feuer, daß ihr des Nachts nicht mehr zu frieren braucht." Er nahm mit kräftigem Griffe einen alten Eimer und kehrte bald darauf zurück, eine Last Steinkohlen mühsam, arbeitsfreudig schleppend. Die Kleinen hatten sich inzwischen unter ihren zerrissenen Decken verborgen und schauten neugierig zu, wie der Vater, nachdem er einige Späne entzündet, auf die steigende Flamme Kohlen schüttete. Bald begann der Ofen zu knattern, durch seine brüchige Tür drang Glutschein, der einen schrägen roten Streifen an die Zimmerdecke malte. Zuweilen barst blitzend ein Kohlenstück, dann hüpfte ein besonders heller Streifen in das Gemach, über die Schwelle der Schlafkammer und erleuchtete flüchtig die Gesichter der Kinder, welche auf ihren Decken und Jacken, eng aneinander geschmiegt, sich am Anblicke der Flammen labten. Bald senkten sich unter dem Einflusse der steigenden

Wärme ihre Stirnen zum Schlafe, nur die dunklen, sinnenden Augen der kleinen Kranken folgten lange verständig und wach dem ruhelosen Zucken des Kohlenfeuers. Endlich schlossen auch sie sich im Schlummer. Als die Kinder tief und ruhig atmeten, zog Witthoff zwei Holzschemel dicht an den wärmestrahlenden Ofen und richtete seiner Frau einen bequemen Sitz an seiner Seite zurecht. „Vergiß die Sorgen," sagte er liebkosend, „und wärme dich. Sieh, wie sich der Ofen rötet, wie schön traulich es im Zimmer wird. Möchte nur der Wind nicht durch die Scheiben blasen, ich will das zerbrochene Fach verschließen." Er nahm eine alte Jacke, riß sie in Stücke und stopfte die Fetzen in die Öffnung; auch eine Spalte unter der Schwelle, durch welche Luft strich, verwahrte er gleichermaßen. Die Frau kämpfte mit dem Schlafe und starrte angestrengt in das Licht, er setzte sich wieder neben sie und schlang den Arm um ihren Nacken. „Was soll das, Mann", wehrte sie schlaftrunken. „Du bist zärtlich, als wären wir noch junge Eheleute, gesund, ohne Sorgen, glücklich wie damals." Er antwortete nicht gleich, sondern schaufelte noch eine dicke Lage Kohlen auf die Lohe und zwängte die sich sträubenden kantigen Kloben mit Gewalt in den Schlund des bräunlich glühenden Eisenofens. „Ja, damals war das Leben schön," erwiderte er endlich, seine Wange leise an die ihre drückend und die Lippen dicht zu ihrem Ohr neigend; „damals warst auch du schön, und ich war verliebt in dich, so recht über die Maßen. Und weißt du noch, wie hoch es auf unserer Hochzeit

herging? Du hattest dir gewünscht, daß sie auf dem Lande gefeiert werde. Es war in der Pfingstwoche, und die guten Wirtsleute hatten uns sowie den Gästen alle Ehre angetan. Sie hatten eine Pforte aus Kalmus und Birkenzweigen gebaut, durch welche wir zur Kirche zogen, und im Speisesaal hingen Laubgewinde über der Tür und von den Wänden herab."

„Ja, es war schön, wunderschön!" murmelte die Frau, indem sie mit einem halben verschämten Lächeln im kummervollen Gesichte den Kopf auf Witthoffs Schulter zum Schlafen zurechtrückte. „Und wie lange dauerte das Essen!" erzählte er halblaut weiter. „Reden wurden gehalten, sie ließen dich hochleben, sogar der Herr Pfarrer trank auf unser Wohl. Und nach Tische, während sie Kegel schoben, gingen wir durch den Garten in den Wald hinein, zum ersten Male als Mann und Frau; du warst aber so scheu und verschämt, als sei ich ein Fremder. Der Weg führte zum Flusse hinab, und wir setzten uns ins Gras, Schulter an Schulter wie heute" — seine Stimme wurde immer leiser, die Atemzüge der schlaftrunkenen Frau immer stiller und tiefer — „die Sonne ging über dem glitzernden Flusse unter, die Vögel jubelten laut durcheinander, und die ganze Welt war voll roten Lichtes ..."

Auch das Stübchen starrte von Licht, es brach rot und zuckend aus dem schnarchenden Ofen, welcher brütende, erdrückende Hitze ausströmte. Witthoff streckte leise die Hand aus und drehte die Klappe herum, einmal, noch einmal, fest —

Er erwachte durch einen eisigen Lufthauch, der über ihn hinstrich; seine Schläfen hämmerten, seine Lungen keuchten. Die Frau, kräftiger als er, hatte den lähmenden Bann der Erstickung abgeschüttelt und das Fenster aufgerissen. Durch die Öffnung wirbelte der betäubende, widerliche Steinkohlendampf davon, ein Strom kalter Nachtluft zog herein. Sie stand schwer atmend und sah ihn entsetzt, mit abwehrenden, verneinenden Augen an. Sie deutete mit drohender, harter Gebärde nach dem Schlafraume, er gehorchte und schleppte sich mit versagenden Gliedmaßen zu seinem Strohsacke. Als er lag, schlich sie an seine Seite, wischte den Schweiß, den Erstickungsnot und Übelbefinden ihm ausgepreßt, von seiner Stirn. „Die Kinder sollen nicht sterben, hörst du ... ich will es nicht", stöhnte sie zu Tode elend, mit einer Ohnmacht kämpfend. „Wir müssen aushalten, müssen die Leute zwingen, uns zu helfen. Es wird schon einmal besser werden. Mut, Gottvertrauen, ja ... und auch der Postbote könnte kommen mit einem Lotteriegewinst ... nein, vielleicht gar die schöne Frau Gräfin selber, wenn der Armenball gewesen ist ... ja, viel Geld bringt gewiß solch ein Armenball, viel Geld, viel Gutes, viel ..."

Ihre Gedanken verwirrten sich, doch war es nur für wenige Augenblicke. Er hatte trotz seiner Erschöpfung eines ihrer Worte gierig aufgegriffen. „Ja," wiederholte er nun bei sich selbst wie tröstend, mit Kopfnicken, „die Leute müssen gezwungen werden, zu helfen ... gezwungen werden! Und die Kinder müssen leben blei-

ben, damit sie schön wachsen und ordentliche, brave Leute werden. Auch du mußt leben für die Kinder, mein armes, liebes Weib."

Noch traute sie seiner Rede nicht. Mühsam zerrte sie aus dem Bettrahmen eine Matratze, stieß diese bis zur Schwelle; dann legte sie sich ausstreckend darauf, den Leib zum Schutze zwischen ihre Kinder und den glutgeborstenen verqualmenden Ofen.

Jener Nacht folgte ein kalter, trüber Morgen. Der Herbstnebel lagerte dichter als je über dem Häusermeer, die Menschen liefen unter der Nässe eilend ihres Weges, unwillig hastend in harter Lebensfrone. Auf der Brücke, welche sich über den breiten, trägfließenden Stromarm schob, war der Verkehr geringer als in den benachbarten Straßen. In einem Augenblicke, da der Wind heftiger gegen die schützenden Schirme der Fußgänger wuchtete und die schwarze Fläche des Flusses zu kleinen Wirbeln aufkräuselte, geschah es, daß ein Mann auf das Brückengeländer einen steinbeschwerten Zettel legte und alsdann, nachdem er die Schutzwehr mühsam überklettert, kopfüber und platschend im Strome versank. Einige der Vorübergehenden blieben stehen und schwenkten mit Schreckensrufen ihre Schirme, andere stürzten an das Geländer und bekleideten bald in rasch anwachsender dunkler Masse Brücke und Kaimauer in deren voller Länge. Ein Rettungsball, sofort hinabgeschleudert, trieb schaukelnd, träge stromabwärts, ein paar Männer lösten den Nachen von einem dort ankernden Obstkahne und begannen ihre Suche; der Verunglückte kam jedoch nicht

wieder zur Oberfläche. Erst eine Stunde später zogen die Haken ein schwarzes, durchweichtes Etwas ins Boot, das eher einem triefenden, armseligen Kleiderbündel glich als einem menschlichen Körper. Ein Schutzmann hatte beim Beginn des Auflaufes den steinbeschwerten Zettel sofort mit Beschlag belegt; er übergab ihn auf der Polizeiwache, unter gleichzeitiger Meldung des Vorfalles, seinem Vorgesetzten. Der Zettel, aus einem Viertelbogen weißen Konzeptpapieres bestehend, enthielt in etwas steifer, zitteriger Schönschrift folgende Zeilen:

„Liebe Mitmenschen, ich habe viele Kinder, und keiner gibt mir Arbeit, denn keiner will glauben, wie schlecht es uns geht. Ich bliebe wohl gerne am Leben, doch ich bin alt und schwach. Nun springe ich ins Wasser, damit ihr seht, wie groß die Not ist. Erbarmet euch meiner Frau und Kinder, helft ihnen und verzeiht mir. Witthoff."

Der Beamte fand unwillkürlich und halblaut eine Äußerung des Mitleids. „Ich will hoffen," fragte er gleich darauf scharf den Schutzmann, „daß den Zettel niemand gelesen hat?" Und als der Beamte verneinte, fügte er hinzu: „Der Zettel bleibt hier und wird dem Berichte selbstredend nicht beigegeben. Erhielte ein Zeitungsschreiber davon Kenntnis, so gäbe es die schönsten Rührartikel für die freisinnigen Blätter. Das könnte von oben herab übel vermerkt werden, denn die Welt ist voll von Unzufriedenen und Nörglern, deren liebste Aufgabe darin besteht, unserer hochlöblichen Regierung das Leben sauer zu machen."

Als Frau Witthoff tränenlosen Auges, von ihren Kindern umgeben, am Fuße der Treppe stand, über welche die Träger unwirsch und mit Mühe den schmalen Tannensarg des Schreibers hinunterbefördert hatten, umfing sie ein unterdrücktes Stimmgebrause, ein Gafferschwarm staute sich in der Straße, gleich einer Heeresmasse aufmarschiert, standen dichte Scharen unbekannter Männer. Sie wiesen die verschiedenartigsten Kleidungen auf, alle jedoch trugen eine rotfarbige Strohblume im Knopfloch. Als der Zug sich in Bewegung setzte, schwenkten sie nach einem mit scharfer Stimme gerufenen Kommandoworte gliederweise ein und reihten sich den Leidtragenden an, dem Zuge ihr stummes, trotziges Massengeleit aufzwingend. Frau Witthoff, welche schmerzbetäubt mit ihren Kindern hinter dem Leichenwagen herwankte, ahnte nicht, daß jenes Aufsehen erregende Gefolge aus der Hauptmacht derselben Sozialdemokraten bestand, welche ihren Mann einst unbarmherzig zugrunde gerichtet hatten und nun, gleichsam als ob der Dahingeschiedene ihrer Partei angehört, gekommen waren, um das tragische Ende desselben zu einer Demonstration für ihre Zwecke auszunützen. Der Zug schwoll mehr und mehr an. Ernst blickte der Hilfsprediger auf die nachdrängende Masse, deren Haltung ungeordnet und lärmend zu werden verhieß. Das Erscheinen des jungen Geistlichen bekundete einen Akt der Selbständigkeit, ja, eine Tat des Mutes, denn seine Vorgesetzten hatten sich einhellig geweigert, einem Selbstmörder kirchliche Bestattung zu gewähren. Dem jungen Amtsbruder

war auf sehr vernehmliche Weise bedeutet worden, daß er um des Prinzips willen seine Meinung unterzuordnen und jede Vornahme einer amtlichen Handlung zu unterlassen habe. Den Hilfsprediger jedoch hatte Menschenfurcht nicht beirrt; sein Gewissen gebot ihm, dem Armen, dessen Not er gekannt, dessen Leben durchtränkt gewesen war von Bitternis, Elend und Schmach jeglicher Art, bei seinem Hinweggehen von der Erde eine letzte Liebestat nicht zu verweigern. Aber mit Schmerz und Empörung erfüllte es ihn, daß die Bahre des Dulders in gleisnerischer Anteilnahme von Pharisäern umdrängt stand, daß die Bestattung eines Armen, der im Laufe seiner verkümmerten Existenz ängstlich allem öffentlichen Hader aus dem Wege gewichen war, mißbraucht wurde zur Veranstaltung einer Komödie, welche jeden Augenblick in tobenden Zusammenstoß ausarten konnte. Er faltete, nach Sammlung strebend, still die Hände. Vor ihm, das Grab umringend, in dessen schwarzen mit Brettern belegten Spalt der dürftige Sarg hinabgelassen wurde, drängte sich die Menschenmasse, stemmend und stoßend, bedenklich aufgeschichtet, aus dem dunklen Knäuel blitzten die Helme zahlreicher Polizeimannschaften, über den zögernd und unwillig entblößten Häuptern stieg der Dampf schlecht verborgener Zigarren schwelend empor. Der Geistliche richtete die Augen gen Himmel, und während ein herbstlicher Sonnenstrahl die nassen Schollen vergoldete, sprach er über das Gewühl der Menschen, über die zertretenen Gräberreihen des Vorstadtfriedhofes hin kurze Worte ewiger Liebe. Er ließ drei Hand-

voll Erde auf den Sargdeckel fallen und trat vom Grabe zurück. An seine Stelle schwang sich auf den Haufen ausgehobener Erde ein untersetzter rotbärtiger Mann, bleich vor Erregung, mit funkelnden Augen. Seine Hand, den breiten Schlapphut umspannend, zeichnete eine pathetische Rednergeste über die zusammengescharten Häupterreihen, dann erhob er seine Stimme: „Brüder! Mitbürger! Parteigenossen ...“ Er konnte nicht fortfahren. Zwei Schutzleute warfen sich ihm auf den Leib, umklammerten seine Arme und zogen ihn von dem Erdhaufen hinab; als die Umstehenden in Johlen und Pfeifen ausbrachen, trieb die Polizei, wie auf Kommando sich zu einer Linie zusammenschließend, die Menge rücksichtslos den Ausgängen zu. Es entstand ein wildes Verschieben; über zusammengetretene Grabhügel, über knickende Lattenzäune fluteten die Menschenmassen fluchend und schreiend rückwärts. Wohl versuchten einzelne Gruppen, sich festzusetzen und Widerstand zu leisten, allein sie wurden vom Anprall der Fliehenden aufgerollt und auseinandergerissen; zudem verbreitete sich die Nachricht, daß ein starkes Aufgebot berittener Schutzleute vor den Pforten des Friedhofes stände. Lärmend, wie nach einer Schlacht, räumten die Massen das Feld und traten den Rückweg an, langsam aufgelöst, gelichtet, von den Biergärten und Vorstadtlokalen eingesogen. Unter den Nachzüglern schritt der Hilfsprediger, ihm hatte sich zur langen Wanderung nach der Vorstadt ein Polizeihauptmann des Bezirks, welchem der Verstorbene angehörte, als Begleiter beigesellt. Der Offizier sprach

seine Befriedigung darüber aus, daß die beabsichtigte Kundgebung dank energischen Einschreitens im Anfange unterdrückt worden sei. Er ereiferte sich über den aufrührerischen Geist, die Zuchtlosigkeit der Massen, erklärte, daß er es nicht begreife, wie sich im Schoße einer geordneten, mit vortrefflicher Militärmacht begabten Monarchie eine Partei habe entwickeln können, welche den Umsturz jeglicher Autorität bezwecke. Glücklicherweise habe es damit gute Wege, er wünsche sich, um dieses beweisen zu können, nur vier Wochen lang Kommandant der Residenz sein zu dürfen. Übrigens würde es für ihn von Wert sein, die Ansicht des Predigers über den Stand derjenigen Dinge zu vernehmen, welche Schuld daran trügen, daß auf der Oberfläche eines geordneten Staatswesens so trübe Blasen emporzusteigen begännen.

„Ich kann mich sehr kurz fassen,“ erwiderte der Befragte, „möglicherweise jedoch werden unsere Ansichten nicht die gleichen sein. Wir befinden uns auf einer schiefen Ebene, das sagt uns nicht nur unser Gewissen, das predigt nicht nur die allgemeine Unruhe und Unzufriedenheit, sondern das offenbart sich in den deutlichsten Zeichen jedem, der nicht ein wollend Blinder ist. Wer müßte nicht das hastvolle Anwachsen von Großhandel und Fabrikwesen, die Abkehr des Landvolkes von der Scholle, den Zug in die Großstädte nebst allen Folgezuständen von Verarmung, von sittlicher Entwertung als schwere Gefahr bezeichnen? Wer empfände nicht schmerzlich die große Unrast unserer Tage, die Unbehaglichkeit aller Verhältnisse, die Verbitterung im gegen-

seitigen Verkehr, das Abweichen von Grundsätzen und festen Überlieferungen, den Mangel an Rechtlichkeit und Vertrauen auf fast allen Gebieten? Unter diesen verhängnisvollen Einflüssen ist eine Jugend herangewachsen, in welcher ein böser Geist seinen Ausbruch vorzubereiten scheint. Nicht allein daß Selbstsucht und Materialismus sie bis zum Marke durchsetzt haben, sucht sie ihre Ehre in der Verhöhnung alles dessen, was früheren Geschlechtern heilig war. Sie kennt weder Gottesfurcht noch Respekt vor dem Alter und den Frauen, sie hat keine Ritterlichkeit mehr und keine Ideale, ihre einzigen treibenden Faktoren sind Strebertum und Stellenerwerb. Das Hasten nach mühelosem, großem Gewinn hat die bürgerliche Ehre weitester Kreise rissig gemacht; im Beamtentume, im Offiziersstande sogar beginnen die alten Traditionen von Pflichterfüllung und Ehrenhaftigkeit brüchig zu werden. Wir leben inmitten eines abwärts gehenden Geschlechtes, das Sünde für Scherz hält und Vergeltung für eine Fabel. Als dem großen Traume der Wiedergeburt und Einigung Erfüllung geworden, als der große, heiß ersehnte Bund aller deutschen Staaten zur Vollendung gebracht war, da ist unser Volk fortgestürmt im Siegesjubel, im Vollbewußtsein seiner Kraft und seiner Errungenschaften, ohne Einkehr zu halten, ohne den inneren Bund mit Gott zu erneuern. Wir haben geglaubt, daß nach dem glänzenden äußeren Siege jedweder Kampf, jedwede innere Anstrengung zu Ende sei. Wir haben keinen ver sacrum gefeiert, wir unterließen es, ein großes, stilles Dankopfer zu bringen. Wir

arbeiteten rastlos weiter, allmählich jedoch wich das Gefühl eines glücklichen, befriedigten Daseins von unserem Herde. Dem deutschen Volke beginnt der Segen Gottes zu fehlen. Möchte der neue Vernichtungskrieg, dem trotz allen Friedenswillens wir entgegentreiben, uns nicht auf schreckliche Weise lehren, daß es schlecht bestellt ist um Streiterscharen, von denen Gott seine Hand abgezogen hat."

„Und welchen Weg müßten wir einschlagen, um der Vernichtung zu entgehen?" fragte der Polizeihauptmann mit hartem Lachen. „Denn nichts Geringeres als Vernichtung und Ausrottung sind Sie ja so freundlich uns in Bälde zu prophezeien."

„Es müßte", sagte der Prediger ernst, „ein tiefes Atemholen in Ewigkeitsluft über unser Volk kommen, eine starke Rückkehr zu Gott. Zur Zeit der Freiheitskriege, als es galt, das Joch eines übermütigen, verhaßten Eroberers abzuwerfen, da flammte eine ähnliche Bewegung durch alle Herzen. Sie äußerte sich im Opferdrange. Tausende brachten ihr Leben dar, abermals Tausende ihr Gut. Die Reichen gaben ihren Schmuck hin, ihr Tafelgeschirr. Das alte Bauernweiblein streifte den dünnen Trauring von ihrer Zitterhand. Andere, die nichts besaßen, boten den Behörden ihre Arme zu entgeltlosem Frondienste. Alle aber lernten beten, alle suchten die Wiedervereinigung mit Gott. Heute stehen nicht nur an unseren Grenzen wachsame Feinde Gewehr bei Fuß, sondern innerlich drohen uns die schlimmsten Gefahren, inwendig sind wir nicht mehr vollwertige Freiheitsmenschen. Im eigenen Hause sind wir auf

schlüpfriger Bahn ein gutes Stück hinuntergeglitten. Und sittlicher Verfall innerhalb der Familie schädigt unter allen Umständen die gesamte nationale Widerstandsfähigkeit. Von der schiefen Ebene vermögen wir uns nur durch Selbsterkenntnis zurückzuarbeiten; das deutsche Volk muß sich einigen in einer gewaltigen, anhaltenden Aufwärtsbewegung zu Gott auf allen Gebieten und in allen Schichten. Dies hieße alles Übel in den Grundfesten angreifen, hieße von Grund auf alle Notstände erschüttern, die uns bezwingen und bedrücken."

„So halten Sie für die Ursache aller Mängel, daß wir Gott den Dankeszehnten schuldig geblieben sind", meinte der Beamte finster. „Und die Abtragung jener Schuld müßte zur Folge haben, daß alle Weltübel, Verbrechertum und Sozialdemokratie mit eingerechnet, sich in Güte auflösen und ganz von selbst verschwänden? Mein lieber Herr, ich bin ein alter Soldat, der sich im praktischen Dienste bewährt hat, und den unser allergnädigster Kaiser dafür zu dekorieren geruhte. Verzeihen Sie demnach, wenn ich Anschauungen und Belehrungen so — kindlicher Art zurückweisen muß."

Der Geistliche lächelte schwach. „Jene Ansichten, Herr Hauptmann, entspringen nicht meinem eigenen unzulänglichen Denkvermögen. Sie sind aus dem tiefen Erkenntnisborne Carlyles geschöpft und geben ein Urteil wieder, welches der große Denker über uns Deutsche gefällt. Auch ihn hat unser greiser verewigter Kaiser Wilhelm gekannt, geliebt und mit Ehren überschüttet."

„Unser junger Kaiser aber liebt es nicht, daß man

Mißstände aufdeckt und aufrührt, wenn man kein Mittel anzugeben weiß, um sie auf praktische Weise abzustellen. Daß die Auslassungen Ihres Herrn Carlyle zu praktischer Durchführung geeignet seien, werden Sie wohl selbst nicht behaupten wollen."

„Ein junger Kaiser", sprach der Prediger, „müßte sich darein finden, die Vorstellung absoluter Cäsarengewalt in Einklang zu bringen mit dem heutigen Selbstbewußtsein der Völker, müßte lernen, jede Versuchung zu gewaltsamer Betätigung des persönlichen Willens vor allen anderen Dingen zu zerschmettern. Das Volk ehrt Tatendrang wie arbeitsame Fürsorge seines angestammten Herrschers, allein es will sein gutes Recht der Mitarbeiterschaft am eigenen Schicksale nicht verkümmert wissen. Vermag ein Kaiser sein Herrscherbewußtsein auf diesen Grundton der Volksmeinung zu stimmen, so wird er mit diesem Volke alles erreichen, wird es sogar zur Selbstverleugnung, zum Aufgeben nationaler Untugenden führen, wird ihm selbst jenen notwendigen, gewaltigen Aufschwung zur Bekämpfung des schlimmsten Feindes mitteilen können, welcher im Innersten jeder Nation lauert, ihr Geschick bestimmt und sich ‚Schuld' nennt. An praktischen Einrichtungen werktätiger Liebe fehlt es ja, dem Himmel sei Dank, keineswegs; dennoch ist der Staat weit entfernt davon, seine Schuldigkeit in vollem Maße zu tun. Beispielsweise erfüllt er sie auf den Gebieten des Schutzes gegen Verarmung und jenen der Armenpflege, in der Frage der Trunksuchtsbekämpfung sowie jener der Sonntagsheili-

gung ganz entschieden nicht. Der Staat leistet Vollendetes in administrativen Haarspaltereien, in der Ausnützung seiner Beamten, im Unterdrücken und Beschneiden originaler Bestrebungen, er ist groß im Bestrafen und Bevormunden, allein sehr schwach, wenn es gilt, Kinder, Frauen und Greise zu schützen, oder seinen eigenen abgearbeiteten Dienern eine menschenwürdige Pension auszusetzen. Es fehlt an allen Ecken und Enden, davon könnte die Lebensgeschichte des Armen, den wir heute begruben, trauriges Zeugnis ablegen. Solange es innerhalb eines Staatswesens vorkommen kann, daß ein arbeitsamer, um sein Leben rechtschaffen ringender Familienvater Hungers stirbt, so lange ist eben jenes Staatswesen in seinen inneren Einrichtungen mangelhaft. Kaiser und Staat allein vermögen freilich die große Schwenkung, die gewaltige Steuerwendung nicht auszuführen, unser gesamtes Volk muß zur Besinnung gelangen und mit Entschiedenheit in die Bahn einer christlicheren, rechtschaffeneren Lebensauffassung einlenken. Wir müssen dem Heilande, dem wir den Stuhl vor die Tür gestellt, wieder einen Platz an unserem Herde, in unserer Familie einräumen. Die sozialdemokratischen Führer trifft der schwere Vorwurf, daß sie wissentlich das Volk belogen, daß sie lediglich im Interesse ihrer Zwecke die Wissenschaft ausgeschlachtet und die verschiedenen philosophischen Systeme, von denen sie wußten, daß dieselben auf Verneinung beruhen und auf Zersetzung hinauslaufen, in Form populärer Darstellungen der großen Masse mundgerecht gemacht haben. Sie taten dies unversteckt und

unverhohlen, um Unzufriedenheit zu verbreiten, und um aus den Herzen der Leute das unbequeme Christentum hinauszubringen. Es war ihnen genau bewußt, daß ihre populäre Groschenweisheit bei den Ungebildeten einen Zustand grauenhafter Verwirrung der Gemüter anrichten und der Verbreitung ihrer eigenen Lehre dadurch förderlich sein würde. Es gilt demnach, der sozialdemokratischen Bildung, welche eine Halbbildung in der verderblichsten Bedeutung ist, mit verdoppelter Kraft entgegenzutreten, und zu diesem Behufe müssen des Christentums Heilswahrheiten in die Herzen der Jugend liebevoll, sorgsam eingesenkt und nicht bloß rein verstandesmäßig gelehrt werden. Der christliche Geist allein bringt andere, gute, helfende Geister mit sich, er allein vermag die große Opferstimmung zu zeitigen, durch welche ein Volk innerlich erhalten und erneuert wird, er allein kann es erreichen, daß wir den Trieb zu gegenseitiger Beherrschung und Ausnützung in Wohlwollen und Dienelust verwandelt sehen. Er allein kann es schaffen, daß die Besitzenden sich der Enterbten annehmen, daß die Regierenden den Regierten Opfer bringen durch Aufgeben verzopfter Institutionen, verletzender Formen und Privilegien, damit mehr Liebe in den gegenseitigen Verkehr gebracht, sowie die schroffen Unterschiede der verschiedenen Lebensstellungen gemildert werden. Und wie es wahr bleibt, daß jede Tat auf dem Gebiete der Nächstenliebe eine Summe von Bösem verhütet, eine Anzahl polizeilicher Maßregeln erspart, ebenso gewiß ist es, daß endgültig nur werktätige Liebe

die Sozialdemokratie und unsere anderweitigen inneren Feinde zu entwaffnen vermag."

„Sie irren gänzlich, verehrter Herr", erwiderte der Beamte. „Hiebe verdient die Bande, nichts als Hiebe. Und bis sie gelernt hätte, sich zu ducken, müßte der Staat auf allen Gebieten soldatische Einrichtung erhalten."

Der Hilfsprediger sah, daß er seinen Begleiter überschätzt hatte, und brach das Gespräch ab. Die beiden Männer schritten schweigsam der Stadt entgegen. An einem Lattenzaune standen junge Leute, welche vom Kirchhofe verjagt worden waren, in lautem Wortwechsel. Als sie die Uniform des Polizeioffiziers gewahrten, entfernten sie sich hastig; ihr lautes, mit Zoten und höhnischen Bemerkungen durchsetztes Gespräch tönte lange noch deutlich durch die klare Herbstluft herüber. Einer von ihnen blieb beim Anblick des Predigers unwillkürlich stehen und langte an seine Mütze. Es war ein hoch aufgeschossener Junge, eine dürftige schwarze Kleidung tragend, welche stückweise zusammengeborgt sein mußte; sein hageres Kinn trug den Anflug eines verfrühten, vorzeitigen Bartwuchses, während das Gesicht bereits abgelebt und schlaff erschien. „Witthoffs Ältester", erklärte der Prediger mit einer Handbewegung zum Hauptmann gewendet. Der blieb einen Augenblick stehen. „Es war ja recht schade um deinen Vater", sagte er zu dem seitwärts auf die Erde stierenden Burschen. Dann schlug er ihm kräftig auf die Schulter. „Na, mein Junge", fügte er im Brusttone angenommener Biederkeit hinzu, „jetzt sag mir mal, was willst du werden?"

Der Bursche schlug die Augen auf und sah dem Beamten starr ins Gesicht. Dann antwortete er mit heiserer Stimme, jede Silbe langsam betonend: „Sozialdemokrat".

Der Polizeihauptmann kehrte ihm den Rücken, faßte, zum Prediger gewandt, mit kurzem Gruße an den Helm und schritt seitwärts, einen Richtweg einschlagend. Die Menge hatte sich zerstreut, die Felder lagen abgeerntet, einsam; auf den kahlen Wiesen ließen Knaben ihre Drachen steigen, durch den feinen Herbstnebel schollen Trommelwirbel und Signale übender Hornisten. Verschwommen ragte rotes Mauerwerk empor, schweigend lagen dort in Eintracht Kasernen, Zellengefängnisse, Irrenhäuser, Friedhöfe; weiterhin Arbeiterviertel, die übervölkerten, kaum vollendeten Backsteinbauten über die Felder breitend, geradlinig, einförmig vormarschierend, die nährenden Äcker zurückdrängend, erobernd, überziehend mit den anwachsenden Wohnstätten segenlosen Proletariertums. Aus einer Bank von Rauch und Nebel endlich ragende Schlote, schwarze Türme, Dächergewirr und funkelnde Kuppeln, fernerhin ein endloses, tiefes Brausen, nie gestillt, wie das unablässige Schmerzgestöhn eines Ungeheuers. Der Hilfsprediger schritt, nachdem er kurze Rast gehalten, muterfüllt vorwärts, seine Augen ruhten fast zärtlich auf der finstern Rauchschicht, die sein Arbeitsfeld verhüllte. Über den Schauplatz des bittern, großen, heiligen Lebenskampfes, über die Stadt mit ihrem Wuste von Schuld und Elend beschrieb er hoffnungsleuchtenden Auges mit siegesfester Hand das Kreuzeszeichen.



Lichtlein sind wir

Wo weilst du jetzt? Von welchem Flammensterne
Blickst erdenwärts du zwischen Traum und Wachen
Auf mich herab? In welcher Sonnenferne
Wiegt sich dein goldnes, schwermutvolles Lachen?

Vorbei — dich bringt kein Erdenfrühling wieder;
Doch folgen wird dir bis zur Strahlengrenze
Der tiefe Nachhall meiner Liebeslieder,
Sich zu vermählen deinem neuen Lenze.

Waldeinsamkeit, Schilfzauber, Wellenkühle; Sommernächte, in deren Dämmern weiß und jungfräulich ein Stern schwimmt.

Ihr hattet geraunt, gerauscht und mußtet verrinnen. Auch dir sei Lebewohl gesagt, flimmernde Wasserwildnis voll wolkenspiegelnder Flächen, voll wirbelnder Stromschnellen, über denen finster der frische Kiefernwald rauscht. Noch einmal hebe dich, flammendes Abendrot, über die braunblaue Heide; dann verblute, Hochsommertag, auf den Kronen der Föhren. Kein Pflügerruf, kein Glockenklang stört dich im Scheiden. Still ist es wie im Märchenwalde. Nun wird das Einhorn zur Tränke treten, oder die Hirschkuh sacht vorüberziehen, auf der Genoveva reitet, den jungen leidvollen Leib in rinnendes Rothaar gebettet. Senke dich, lösende, sühnende Nacht, spiegle dich, gelbes Mondlicht, über dem starrenden Schilfe, werde zur reglosen Goldflut, weite einsame Wasserbahn. Sei mir noch einmal gegrüßt, heller, weißleuchtender Stern, der du hinabsinkst am Horizonte, tief in die sumpfigen Buchten, über denen das Maschengewirr der Seerose verstrickende Ranken spinnt. Dann, aus bleichdämmerndem Osten, wehe heran, frischer Morgenwind, noch einmal, hoher Kiefernkamp, grüße zurück aus versinkender Waldeinsamkeit. Fahl graut der Tag, fahl gleitet die Welle, in totem Flußarm, sumpfdunstend zum Ufer. Schon ragt ein morsches, auf Holz-

pfeilern ruhendes Dach; verblichene Lettern winken vom brettternen Schild der Sommerwirtschaft. Ein Hauch von Nässe, von Verfall überweht den Ort, und fern erheben sich der Kirchturm, die spärlichen Fabrikschlote einer geringen Stadt.

Den Ankömmling, der diesen Strand betrat, pflegt Schwermut zu beschleichen, gepaart mit stark erwachendem Drange nach heimischen Penaten. Er pflöckt sein Boot, entnimmt diesem das Fahrrad, den Kilometer verschlingenden Diskus, und flieht zur Großstadt zurück, emsig pedalierend, je nach Gemütsbeschaffenheit einen mißbilligenden Blick oder ein Wort unschmeichelhafter Bezeichnung rückwärts sendend zur unerfreulichen, dem Kartoffelbau, sowie der Kunst des Ziegelbrennens gewidmeten Gegend.

Nichts desgleichen tat der Mann, der soeben beim Fährhause an das Land gestiegen war; auch bezeichnete ihn sein Äußeres keineswegs als rudernden oder radelnden Kraftmenschen. Zwar schien auch ihm, als er dem Schiffer, der ihn vom nächsten Dorfe über die blitzende Seefläche gerudert, den Fährlohn reichen mußte, eine leise Wehmut nicht fern zu sein, dennoch gesellte er ein Lächeln so warmer Art zu seiner Spende, als wolle er den abgegriffenen Münzen einen neuen Segensglanz aufprägen. Dieses Lächeln wirkte wohltuend und verschönte das junge, etwas leidensvolle Gesicht des Fremden, der in seiner Erscheinung den Gelehrten kaum verleugnen konnte. Die Augen allein paßten nicht recht zur unbeholfenen Haltung, zum schüchternen Gange des

jungen Kandidaten oder allenfalls Gymnasialhilfs-
lehrers, der jetzt die mittagsheißen menschenleeren Gassen
der Kreisstadt durchschritt; denn diese Augen entbehrten
nicht nur völlig des Notbehelfes goldgefaßter Brillen-
gläser, sondern richteten sich weitsichtig, forschend, mit
klarer, fast befehlender Bestimmtheit in die Ferne. Dem
Fremden mußte ein noch nicht erschautes Ziel deutlich
vorschweben, denn er durchquerte, ohne sich zu irren,
Straßen wie Plätze. Er strebte dem stilleren Teile des
Ortes zu, dorthin, wo an den letzten Grundstücken,
hinter Lattenzäunen und Bretterstapeln ein toter Fluß-
arm in wucherndem Seerosengestrüpp versiegte. Dort
hob sich aus Scheunen und Lagerräumen ein altväte-
risches Haus mit turmartigem verfallenen Dachbau.
Diesem Hause näherte sich der Fremde beschleunigten
Schrittes, und wohl trug sichtliche Befriedigung die
Schuld daran, daß er mit ungedämpfter Stimme vom
Türschild die Worte ablas: „Sägewerkbesitzer und Stadt-
verordneter Brentabor".

„Jawohl, der Sägewerkbesitzer und Herr Stadtver-
ordnete Brentabor wohnt hier", wiederholte eine fette,
in ihrem Tone etwas spöttisch gefärbte Männer-
stimme.

Der Übergang vom heißen Sonnenlicht in die Dunkel-
heit des kellerkühlen Hausflurs war ein so jäher, daß der
Fremde erst mit Aufbietung seiner gesamten Sehkraft
des kleinen, untersetzten Mannes ansichtig ward, der im
Schatten des Türbogens gestanden. Jetzt traten sie
beide in die Helle und musterten einander, wobei der

Fremde, vor der breitspurigen Sicherheit seines Gegenübers bald den kürzeren ziehend, die Augen niederschlug.

„So sehen Sie also aus, Herr ... Wendland, wenn ich nicht irre, denn Wendland nannten Sie sich in den Briefen, die Sie mir aus der Residenz geschrieben. So, gerade so hatte ich Sie mir übrigens vorgestellt. Also Sie sind der ruhige Herr, der laut Zeitungsinserat ein ruhiges Dachzimmer gesucht bei ruhigen Leuten in einer ruhigen Provinzialstadt? Na, dem Manne kann geholfen werden, spricht der Stadtverordnete Brentabor, denn ruhig genug, ganz verdammt ruhig ist unsere Stadt, seitdem sie uns Anno dazumal zur Strafe für alle liberalen Wähler die Eisenbahn zwei Meilen vor der Nase vorbeigebaut haben. Ich bin ein guter Patriot, wissen Sie, aber die Art Weltregierung von dazumal war schon nicht mehr schön zu nennen. Recht auf Arbeit und Verdienst muß sein, ebenso aber auch Recht auf moderiertes Schimpfen. Nun, Sie werden mich ja noch näher kennen lernen. Jetzt, wenn es Ihnen recht ist, wollen wir", fügte er hinzu, indem er seinen Gast die Treppe hinaufwies, „Ihre beiden" — er sprach es, beim Steigen schnaufend, dennoch mit breiter, behaglicher Ironie — „laut Inserat gesuchten ruhigen Zimmer mit unbeschränkter Aussicht auf den Himmel einer Besichtigung unterziehen."

Das altmodische Haus mit dem dunklen Stiegengewinde lag wie ausgestorben. Nur vom mittleren Stockwerk her kam, wie aus weiter Ferne, der Klang eines Klaviers. Es schien eine Frauenhand zu sein, die

lässig über den Tasten schwebte, doch was sie spielte, klang wie die einschmeichelnde blutlüsterne Melodie eines alten ungarischen Rebellenmarsches. Bald aber starben die Töne in der großen Stille wie langsam rinnende, versiegende Tropfen.

Nach weiterem Aufstieg blieb der Hauswirt stehen; er stieß eine Kammertür auf, daß die Sonne grell ins Treppenhaus flutete. „Hier haben Sie Ihre ruhigen Zimmer; gefallen sie Ihnen?"

Der junge Gelehrte sah sich entzückt um; sein kühnstes Verlangen war übertroffen. Er befand sich in zwei ärmlichen, für ihn recht passenden Kammern. Hier eine tannene Bettstelle, im anderen Zimmerlein ein Kachelofen mit breiter Oberplatte und zahlreichen rußgeschwärzten Türchen. Droben könnte in Zukunft die Kaffeemaschine, die Trösterin bei nächtlicher Arbeit, prächtig thronen; in den umkachelten geheimnisvollen Winkeln ließe sich herrlich und verstohlen für den ein Süpplein brauen, dessen Speisezettel vornehmlich mit kalter Küche zu rechnen hatte. Und dann, hoch über derlei materiellen Nebendingen, das Allerschönste, eine breite, von bröckelndem Geländer umfaßte Plattform, gewiß durch den Abbruch eines hinderlichen Oberbaues entstanden, für den glücklichen Neubewohner jedoch wie geschaffen zur Aufstellung seines Werkzeuges. Über allem ein weiter Ausblick, Dächer und Schlote beherrschend, ein Blick in die stille Himmelsewigkeit hinein. Ihn überkam die Ahnung, als werde er hier, an dieser Stätte ein großes Glück finden.

Sein Stillschweigen mißfiel dem Hauswirte.

„Behagen Ihnen die Zimmer, oder nicht?“ frug er in der Tonstärke, die man etwa zur Begegnung einer persönlichen Beleidigung aufbieten würde.

Der andere erwachte aus seinem Sinnen. „Die Zimmer gefallen mir so gut,“ sprach er überzeugungsvoll, „daß ich hier ewig bleiben könnte.“

„Mit der Ewigkeit dürfte das seine zwei Seiten haben,“ meinte Herr Brentabor; „in drei Monaten wird dieses Haus hier, der alte Kasten, abgerissen. Deswegen ist auch die Miete eine so billige. Und da wir gerade hierauf zu sprechen kommen, verehrter Herr, so möchte ich Sie fragen: Wie steht es bei Ihnen mit dem Punktum-Punktibus?“

Er beschrieb vermöge des Daumens und Zeigefingers eine nicht mißzuverstehende Bewegung.

Der junge Mann errötete. „Seien Sie unbesorgt,“ sprach er, „ich leiste gern sogleich eine kleine Vorausbezahlung.“

„Na,“ meinte Herr Brentabor, „da dieses nun in Ordnung gebracht wäre, so können wir ja wieder hinuntergehen. Den Schlüssel zu Ihrer ruhigen Wohnung wird Ihnen meine teure Brigitte überreichen. Letztere freilich ist im ganzen mehr rabiat als ruhig, der reine Vulcanius eruptivius, wie unser Sanitätsrat zu sagen pflegt.

„Vorsicht, junger Mann,“ fügte er hinzu; „man fällt die Treppe seltener hinauf als hinunter.“

Auf halbem Wege blieb der Hausherr stehen, es war dort, wo wiederum, wie vorhin, aus dem Inneren der

Gemächer einzelne Takte des finsteren, feurigen, nervenaufwühlenden Sturmmarsches erklangen. Ohne sich um die tiefe Nachmittagsstille, welche das Haus übersponnen hielt, zu kümmern, versetzte der Einlaßbegehrende der Tür einige wuchtige Stöße und hub, als diese erfolglos verhallt waren, mit lauter Stimme zu rufen an: „Jutta — Jutta" —

Im gleichen Augenblicke ward die Tür heftig aufgetan. In der Öffnung stand eine kleine, hochfrisierte behäbige Dame, deren rundliche Augen Entrüstungsblitze schossen.

„Brennt es im Hause, oder glauben Sie, daß ich das Gehör eingebüßt habe? Befleißigen Sie sich größerer Rücksichtnahme auf das zarte Nervensystem Ihres Kindes! Und bis Sie Mores gelernt haben, bleiben Sie draußen stehen, meinetwegen bis Sie Wurzeln schlagen."

Der Riegel ward heftig vorgeschoben, daß die Scheiben klirrten.

„So ist sie immer", erläuterte Herr Brentabor mit philosophischem Gleichmute. Zugleich aber schien er sich zu entsinnen, daß ein Klingelstrang in der Ecke vorhanden sei. Er läutete säuberlich und leise.

Jetzt öffnete die kleine Dame in etwas besänftigterer Stimmung von neuem.

„Es freut mich," äußerte sie, „daß Sie den Rückweg zu gewählteren Umgangsformen gefunden haben. Belieben Sie, bitte, einzutreten."

„Sie scheinen wieder einmal ein Spielball übelster Laune gewesen zu sein, teure Brigitte", sprach Herr Brentabor, leise und zwischen den Zähnen pfeifend.

„Lassen wir's gut sein", meinte die rundliche Dame. „Sie litten vermutlich, wie es oft zu geschehen pflegt, an einem vorübergehenden Anfalle von Haustyrannenkoller oder Stadtverordnetengrößenwahn. Darf ich nunmehr fragen, was zu Ihren Diensten steht?"

„Dieser Herr, welchen Sie in edlem Eifer zu übersehen geruhten," entgegnete der dicke Mann mit spöttischer Verbeugung, „trägt Schuld daran, daß ich es wagen mußte, den Frieden Ihres jungfräulichen Nachmittagsschlummers zu unterbrechen. Belieben Sie, einzutreten", sprach er, zu dem Besucher gewendet. „Nach Ihnen, mein Herr, nach Ihnen, wenn ich dringend bitten darf."

Sie hatten inzwischen einen hohen sonnenhellen Wohnraum betreten, in dem Kanarienvögel hellkehlig durcheinander zwitscherten, an dessen Fenstern die weißen Gardinen im leichten Sommerzugwind sich senkten und hoben.

„Dieser Herr," so schloß der Hausbesitzer seine Erklärung, „ist nämlich derjenige, welcher laut Zeitungsinserat ... na, ihr wißt ja, was er suchte. Ich habe hiermit die Ehre: Herr Wendland, unser neuer Haus-, beziehungsweise Dachbewohner; hier Tante Brigitte, des Haushalts Zier und Stütze. Dort — du verzeihst, liebes Kind, daß wir dein Spiel unterbrachen — meine Tochter Jutta."

Der junge Mann hatte linkisch gegrüßt. Bedrückt, verlegen erhob er die Augen und tat sie weit auf, glänzend, staunensstarr. Das Blut schoß ihm in die Schläfe, seine

Lippen zuckten und schlossen sich wieder, als unterdrückten sie mühsam einen aufquellenden Finderschrei.

Im Rahmen eines weit ausgebauten Erkers, durch den der Glanz von roten Sommerblumen flammte, stand eine Mädchengestalt, voll fremdartigen Reizes. Ihre zarten Umrisse verschwammen im Faltenwurfe eines Gewandes, das weißlich glänzte, wie ein Nebelstreif. Aus dessen schleifenden Säumen strahlten zwei goldbeschuhte schmale Füße. Über den zarten schimmernden Schultern hob sich, von weicher gelöster Haarflut umküßt, ein geheimnisvoll schönes Gesicht. Die dunklen Augen bargen zuckendes Leuchten, als läge in ihnen der Abglanz eines fernen, verlorengegangenen Sternes.

Das junge Mädchen neigte grüßend das Haupt und ließ sich auf einem Diwan nieder, halb abgewendet, in gänzlicher Teilnahmslosigkeit an den Goldfäden zupfend, die durch den Stoff der türkischen Kissen glimmerten.

Herr Brentabor und die Tante plauderten inzwischen von gleichgültigen Dingen; ihre Gesprächsart blieb, offenbar infolge langjährig überkommener Gewohnheit, stets auf den gleichen Ton feindseligen Humors gestimmt. Wendland gab zerstreute, einsilbige Antworten, seine Augen vermochten nicht, sich von der fremdartigen Mädchengestalt zu lösen. Eine unerklärliche Wehmut senkte sich auf ihn, wie große Trauer um ein gefundenes, in tiefe Schatten zurückgesunkenes Gut.

Der Hausherr schlug plötzlich derb mit der Handfläche auf sein Knie. „Da wir nun die Freude gehabt, Herr Wendland, Sie in unserer Mitte begrüßen zu dürfen,

so nehmen Sie eine Frage nicht für ungut. Welchen Beruf treiben Sie? Was sind Sie? Wohl Maler oder Photograph, was? Solche Herren wenigstens gehen stets auf die Suche nach flachen Dächern und billigen Mieten."

Tante Brigitte ließ ein verweisendes, scharfes Hüsteln vernehmen.

„Ihrer Frage bin ich selbstverständlich Auskunft schuldig", antwortete der junge Mann. „Ich brauche ein flaches Dach mit der — wohl allen Menschen zuträglichen — unbeschränkten Aussicht auf den Himmel, und kann andere Mieten als solche, die billig sind, nicht zahlen, weil ich Privatgelehrter bin. Ich habe mein Studium der Astronomie zugewendet."

„Dabei ist doch hoffentlich nichts Feuergefährliches," frug Herr Brentabor beunruhigt; „als Hausherr habe ich die Pflicht, über die Sicherheit meines Eigentums zu wachen."

„Es pflegt nur in Dächern, die mit Stroh angefüllt sind, zu brennen, und solche Dächer brauchen nicht immer Hausdächer zu sein", äußerte die Tante sanften Tones, indem sie Nadel und Faden bedächtig durch ihr Straminmuster zog.

Herr Brentabor, der das Gesagte nicht völlig verstanden hatte, schoß einen argwöhnischen Blick auf die Sprecherin. „Bei aller geziemenden Hochachtung", meinte er, „muß ich bemerken, teure Tante, daß Sie, in Ihrer schätzbaren Eigenschaft als Weib, von Brandkassen und Feuerversicherungswesen nichts verstehen.

Alte Scheunen sollen freilich am leichtesten Feuer fangen", fügte er giftig hinzu. „Hoffe übrigens, Herr Wendland, daß Sie nicht beabsichtigen, bauliche Veränderung der bestehenden Lokalitäten vorzunehmen. Bald haben die alten Mauern am längsten gestanden. Nach drei Monaten ..."

Er vollendete den Satz nur in Gedanken. Es schien, als habe ein leichtes Beben die Gestalt des jungen Mädchens durchflogen.

„Seltsame Fügung," äußerte Wendland betroffen, „drei Monate sind gleichfalls mir als Frist gestellt." Wie er es sprach, grub sich durch sein junges Gesicht eine harte Furche, die ihn um Jahre älter erscheinen ließ. „Fürchten Sie übrigens nichts für Ihre Räumlichkeiten, Herr Brentabor; ich bitte nur um die Erlaubnis, einige wenige Instrumente aufstellen zu dürfen. Diese letzteren beanspruchen für sich selbst große Schonung, wie denn überhaupt mein Beruf ein erhaltender, kein zerstörender ist."

„Instrumente also haben Sie," nickte der Hausherr mit einem leisen Schimmer erwachenden Interesses, „so, das ist ja ganz schön. Ein gewisser Wert wird wohl immerhin in ihnen stecken. Na, und was die Aufstellung anbetrifft, so werden wir ja sehen. Es gibt baupolizeiliche Vorschriften, von denen sich das zarteste Frauengemüt nichts träumen läßt. Übrigens wird unser Freund, der Herr Polizeileutnant, der da Herz und Nieren prüft, so wie so nicht verfehlen, unserem neuen Mieter seine geziemende Aufwartung abzustatten."

Das junge Mädchen erhob sich plötzlich, grüßte mit

kühler Neigung des schönen Hauptes und verschwand in dem Erker, dessen Verbindungstür sie schloß. Dann hörte man ihre Hände über die Tasten gleiten wie in einer beharrlich aufgenommenen Gedankenfolge. Wendland wußte nun, woher die weichen befeuernden Töne der Rebellenweise, berauschend wie alter Wein und wie frisch vergossenes Blut, gekommen waren.

„Ich will nun gehen, wenn Sie es gestatten", sprach er verwirrt und befangen.

„Sehr angenehm", erwiderte mit einer übertrieben tiefen Verbeugung Herr Brentabor.

Tante Brigitte grüßte still und freundlich.

* * *

Am gleichen Tage harrte Wendland, zwischen den vorstädtischen Kartoffelfeldern die Landstraße hinabspähend, der Ankunft seiner Habe. Die Sonne stand schräg, als endlich im Wegesstaube der große, von schweißglänzenden Pferden gezogene Wagen herankam. Dank der geschulten kräftigen Begleitungsmannschaft wurden die schweren Kisten bald ihres Inhaltes entledigt und wieder aufgeladen, lange aber währte es, bis Wendland das Werk des stillen Einräumens beendet und für gut befunden hatte. Schon in den Nachmittagsstunden des nächsten Tages trieb die Neugier Herrn Brentabor zu seinem Mieter hinauf. Breitspurig in der Tür stehend, betrachtete er die inzwischen entstandene Veränderung. Die wenigen Möbelstücke des jungen Gelehrten, welche des Hausherrn geübtes Auge sogleich verächtlich ein=

schätzte, füllten wenigstens notdürftig die unwirtlichen Räume. An den Wänden hingen Karten, buntes Kurvenwirrsal zeigend; dort standen, noch halb von schützender Hülle bedeckt, allerhand Meßinstrumente. Von der Plattform richtete ein mächtiger Spiegelrefraktor, dem langen metallenen Geschützlaufe eines Kriegsschiffes gleichend, seinen eleganten Aufbau, seine dunkle Mündung himmelwärts.

„Das haben Sie aber schön gemacht, und in so kurzer Zeit! Alle Hochachtung", sprach Herr Brentabor. „Hoffentlich wird die hohe Obrigkeit gegen Aufstellung Ihres Dachkarussells keinen Einspruch erheben. Bitte, bemühen Sie sich herauf, Herr Leutnant", rief er, sich über das Geländer beugend, ins Treppenhaus herab.

Auf den Stufen klirrte ein Schleppsäbel; das Leuchten eines Uniformrockes, das Blitzen messingener Helmbeschläge ward sichtbar. „Herr Wendland, mein neuer Mieter, hier unser verehrter Polizeichef, der gerne nach dem Rechten sieht. Ordnung ist die erste Bürgerpflicht, und ich habe mich stets mit der hohen Obrigkeit gut gestanden. Na, hoffentlich finden Sie nichts Verdächtiges vor; dieses wollte ich dringend gewünscht haben."

Der Eintretende, ein stämmiger, noch junger Mann, dem ein weißblonder nach aufwärts gedrehter Schnurrbart nicht übel zu Gesicht stand, grüßte, indem er leicht seinen Helmschirm berührte. Dann trocknete er sich den Schweiß vom Gesicht und barg das Taschentuch, welches einen aufdringlichen, starken Wohlgeruch ausströmte, zwischen den Knöpfen seines Waffenrockes.

„Wir leben in einer Kleinstadt, mein Herr, und müssen auf Zuzügler ein wachsames Auge richten. Die Tatsache, daß Elemente, welche das Auge des Gesetzes zu scheuen haben, mit Vorliebe den Schutz entlegener, sogenannter ruhiger Ortschaften aufzusuchen pflegen, nötigt uns, namentlich in einer Zeit beklagenswerter, die Monarchie gefährdender Umtriebe, außergewöhnliche Maßregeln zu ergreifen. Dürfte ich Sie daher um Vorlegung Ihrer Legitimationspapiere ersuchen?"

Er reichte letztere nach kurzem Einblicke, sehr höflich grüßend, zurück. „Ihr Mieter ist völlig unverdächtig, Verehrter. Hierüber können Sie als Hausbesitzer und Mitglied löblichen Stadtverordnetenkollegiums gänzlich unbesorgt sein."

„Na, um so besser," erwiderte dieser, „soll mir sehr angenehm sein. Haben Sie übrigens das große Fernrohr genauer betrachtet? Merkwürdig genug sieht's aus, mit dem Metallverschluß und den Richtungskurbeln. Ich habe zwar nie bei der Artillerie gestanden, allein ..."

„Nun," äußerte der Leutnant, näher tretend, „an dem Instrument ist doch gewiß nichts Verdächtiges zu finden, und mit artilleristischen Zwecken kann es doch nichts gemeinsam haben. Wohin zielte eigentlich Ihre Bemerkung? Erklären Sie sich doch deutlicher."

„Sie selbst", meinte Herr Brentabor etwas zögernd, „führten oft Klage über die zunehmende Frechheit der Umsturzparteien. Denken Sie sich jetzt bloß den Fall, daß so ein Anarchist oder Sozialdemokrat eine große Kanone baut und die in einer ruhigen Stadt auf einem

hochgelegenen Dache, unter dem nichts Böses ahnende Menschen wohnen, aufrichtet. Die Kanone ladet er mit irgend einem neumodischen Schießpulver, das viele Meilen weit trägt, und in dessen Erfindung die nihilistischen Halunken ja einfach großartig sein sollen. Das Geschoß ladet er natürlich mit Dynamit. Ein mächtiges Vergrößerungsglas ist desgleichen an dem Dinge vorhanden. Dann wartet er ganz gemächlich, bis große Parade auf dem Tempelhofer Felde stattfindet, richtet in aller Seelenruhe das vermeintliche Fernrohr, und ehe man bis drei zählen kann, hätte das Vaterland Seine Majestät samt unseren besten Generälen eingebüßt. Das allerschlimmste dabei wäre, daß keiner wüßte, woher das Unheil eigentlich gekommen. Höchstens könnte man nachträglich noch den ahnungslosen Hausbesitzer, von dessen Dach der Schuß gefallen ist, bei den Ohren nehmen."

Der Polizeileutnant lachte kräftig. „Sie sind ein Schäker, Verehrtester, und entwickeln zuweilen wunderbare Phantasiegebilde. Weißbierphantasien, würde Tante Brigitte zweifelsohne sich auszudrücken beliebt haben."

„O ja," bestätigte der Hauswirt, „eine derartige Bemerkung wäre ihr wohl zuzutrauen. Es ist besser, auf einem Stachelzaun reiten, denn ein geschwätziges Weib im Hause haben, spricht Mohammed. Mit dem Verbrecherfange, Leutnantchen, war's übrigens wieder einmal nichts", fügte er hämisch hinzu. „Denn einen Anarchisten oder so einen richtigen gefährlichen Ver-

brecher möchten Sie doch gar zu gern einmal dingfest machen; das würde Ihnen Hochgenuß bereiten, was?"

„Leugne ich gar nicht, Verehrtester, leugne ich nicht im geringsten. Am liebsten einen recht scheinheiligen Kujon, der die Behörden jahrelang in Sicherheit gewiegt hätte. Na, an einem kleinen Tollpunkt krankt ein jeder, Sie nicht am wenigsten, Hochverehrter."

„Da hier denn alles in schönster Ordnung ist," meinte Herr Brentabor, „können wir ja doucement wieder hinuntergehen. Wollen Sie nicht", frug er, das Wort an Wendland richtend, „mitkommen und eine Tasse Tee bei mir trinken? Meine Damen würden sich sehr freuen."

Der junge Mann wollte bescheiden ablehnen, allein der Gedanke, Jutta wiedersehen, sich in den unerklärlichen Zauber versenken zu dürfen, den jenes schöne, fremdartige Geschöpf ausstrahlte, ließ ihn zustimmen. Zudem belehrte ihn ein Blick, den er über den Horizont gleiten ließ, daß für heute von astronomischer Arbeit wenig zu erhoffen sein werde. Dunstige Wolkenränder hoben sich im Süden; ein Gewitter stieg über den Seen empor.

Drunten lagen die hohen Zimmer in hellem Abendlicht. Brigitte ordnete geschäftig den Tisch; sie begrüßte Wendland durch freundliches Neigen des Kopfes und durch einen prüfenden, etwas nachdenksamen Blick. Jutta erschien, und der Leutnant näherte sich ihr demütig, umgab sie mit einem halb vertraulichen, halb verlegenen Gebaren. Das junge Mädchen verblieb, ob=

wohl sie langsam, ein zuckendes Flimmern in den dunklen Augen, Antwort gab, in ihrer müden, erdenfremden, wohl unüberwindlichen Gleichgültigkeit; es schien, als laste auf ihr ein schwerer Druck von unsichtbaren Ketten. Sie war heute sorgfältig gekleidet und trug das massige Haar im Nacken zu schwerem Knoten gerafft, an ihre Schulter preßte sich ein Strauß halbwelker Holunderblüten, der die schlanke Gestalt mit müder Duftwelle umfloß.

„Bitte allseitig Platz zu nehmen; es lebe die Gemütlichkeit", sprach Herr Brentabor. „Leutnantchen, sobald Sie hier sind, kommt ein Stück Offizierkorpsgeist in die Bude, und so ein bißchen was Vornehmes habe ich für mein Leben gern. Sehen Sie sich mal den Mann genau an, Herr Wendland: so jung er ist, hat er doch schon einen Orden und zwei Medaillen. Ja, dergleichen tritt an unsereinen nicht heran, und wenn man zwanzig Jahre hindurch Stadtverordneter in einem Neste wäre, das sich durch die liberalen Wahlen von Anno dazumal die Gunst der hohen Regierung verscherzt hat. Eigene Überzeugung und ein gutes Gewissen mögen ja ganz schöne Dinge sein, ein Orden aber schafft Ehre und Reputation bei Menschen; mit einem Orden wirft man doch, sozusagen, im Leben einen viel dickeren Schatten. Sie können sich daher kaum denken, Herr Wendland, wieviel Mühe ich mir in dieser Richtung bereits gegeben habe, und was ich mir dabei schon habe gefallen lassen müssen. Zuerst versuchte ich's mit der Privatwohltätigkeit, denn es steht geschrieben: Gib, so wird dir gegeben. Aber da-

mit ist es nichts, denn wer in unserer Stadt nichts zu beißen hat, wird ausgewiesen, und dieser Standpunkt unserer löblichen Polizeibehörde ist auch durchaus der meinige. Sie werden mir jedoch zugeben, daß es unter solchen Umständen nicht leicht ist, auf dem Gebiete der Privatwohltätigkeit maßgebenden Ortes wohlwollende Aufmerksamkeit wachzurufen. Nachher hab ich's mit dem vaterländischen Frauenverein für Kirchenbau probiert. Ja, gesegnete Mahlzeit, da war erst recht nichts zu holen. Orden gibt es da nur für solche, die am besten Schaum zu schlagen wissen, und die auch sonst nach oben hin schön angeschrieben stehen. Die stillen Leute, nämlich die, welche wirklich was leisten, kriegen nun allemal sicher nichts. Da kam mir nun jüngst, als der Krieg im Asialande losbrach, eine wirklich hervorragende patriotische Idee. Liebesgaben schaffen Freude, Wohltun waltet ungesehen, steht in der Fibel. Gesagt, getan, per Eilgut schicke ich drei Fässer prima Teltower Rübchen und, damit das Geistige auch nicht fehlen solle, zwölf Jahrgänge der Deutschen Hausfrauenzeitung. Was glauben Sie? Der ganze Transport wurde in Triest beanstandet, und ich kriegte nicht mal ein Anerkennungsschreiben, geschweige denn die Chinamedaille. Sehen Sie, so kann's einem ehrlichen Patrioten ergehen. Aber man immer unverzagt. Königstreu bleibt man desderwegen dennoch bis in die Knochen.

„Prosit, Leutnantchen", schloß er und trank entrüstet sein Bierglas leer. „Das war übrigens nur ein kleiner Teil meiner Erlebnisse auf dem Gebiete der praktischen

Sternkunde. Ihre Sterne, Herr Wendland, sind wohl auch unsichere Kunden, wie? Haben Sie schon jemals einen gefunden?"

Über Wendlands Gesicht flog ein Schatten. Er sah zu Jutta hinüber, erwiderte nichts. „Von mir darf kaum die Rede sein", sprach er ablehnend. „Mein Vater aber war ein großer, in Fachkreisen mit Ehrfurcht genannter Gelehrter. Des Forschers höchstes Ziel, Entdeckerruhm, blieb ihm versagt. Einen Stern hat er niemals gefunden."

„Na," meinte jener lachend, „da waren Ihr Herr Vater und ich ja gewissermaßen Kollegen. Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt."

„Ich bitte, derartige Vergleiche zu unterlassen", sprach Wendland aufbrausend. „Mein Vater suchte nicht äußere Erfolge; sein ganzes, reines Leben war der Wissenschaft geweiht. Er hat entbehrt und gedarbt, damit ich mein Studium beenden und seine Forschungen fortsetzen könne. Er vermochte mir nichts zu geben, nichts zu hinterlassen, als seinen unerschütterlichen Glauben, seine flammende Begeisterung. Wenn wir empor zum Sternenhimmel blickten, in unser ewiges Reich hinein, dann fror und hungerte uns nicht mehr, wir waren glücklich wie Könige. Mein armer Vater war mir Freund, Vorbild, Führer; sein Name bleibt geheiligt."

Der Leutnant zog das duftende Taschentuch hervor und betupfte damit seinen wohlgepflegten Schnurrbart; gleichzeitig wechselte er einen Seitenblick mit Herrn Brentabor. Letzterer hob den Zeigefinger sachte und

Stirn und beschrieb auf dieser eine kleine geschlossene Kurve, zarte Andeutung, deren Zweck es ist, auf den mutmaßlich vorhandenen Nullpunkt gesunden Menschenverstandes unserer Lebensgenossen hinzuweisen.

Wendland empfand plötzlich einen kühlen, duftigen Hauch, ihm nahe, und doch wie aus weiter Ferne kommend. Neben ihm stand Jutta, den schmalen Arm auf die Lehne des Sessels gelegt.

„Erzählen Sie mir mehr von Ihrem Vater," sprach sie mit weicher, süßer Stimme, „mehr und oft, es wird mir wohl tun."

Ein schwüler Zugwind drückte sacht die Kerzenflammen nieder, daß sie unstät schwelten; draußen im Teiche riefen unablässig die Frösche. „Unkenruf, Altjungfernklage", sprach Brentabor mit einem Seitenblick auf Tante Brigitte. „Unk, Unk, Unk, vor hundert Jahren war ich jung; hätt' ich einen Mann genommen, wär' ich nicht hierhin gekommen ..."

Fern über dem Feldrande blaute Wetterleuchten, ein matter Donner ließ die Scheiben der Veranda schüttern.

„Ich will mich verabschieden," sprach der Leutnant, „und im Städtchen nach dem Rechten sehen; die Wächter der Nacht walten ihres Amtes schlaftrunken."

Das Sommergewitter stieg sacht empor.

* * *

„Erzählen Sie mir mehr von Ihrem Vater", bat Jutta von neuem, indem sie in der Nachtkühle den indischen Schal fester um ihre Schultern zog.

Das Befremdende war geschehen; Brentabor hatte den Frauen gestattet, in den Abendstunden zuweilen zur Plattform emporzusteigen, um, wie er dem Leutnant gegenüber bemerkte, den Sternenrummel aus der Nähe anzusehen. So kam es nun, daß Jutta droben an der Brüstung lehnte und das lose Haar dem Winde preisgab, der über die Dächer wehte. Brigitte wartete schweigend einer Arbeit, so gut sie es im Dunkeln vermochte.

Es war kein freundliches Märchen, welches Wendland dem jungen Mädchen entrollte. Durch das trübe Grau einer Geschichte von kümmerlicher Jugend, Entbehrung und harter Arbeit brach als einziger Sonnenstrahl die Erinnerung an unvergeßliche, vom Vater empfangene Liebe. Dann klang des Erzählers Stimme glückerfüllt, weich, während Juttas Augen voller Anteilnahme, wie im Staunen vor etwas Niegehörtem, aufschimmerten. Und stolz, fast heftig ward des schüchternen Gelehrten Rede, als er von der geliebten Wissenschaft zu sprechen begann, die den Verstorbenen hoch über das in Not und Sorgen gefristete Leben emporgetragen hatte in eine Überwelt der Begeisterung, des fiebernden Hoffens, des ungesättigten Schauens, der ewigen Sehnsucht nach göttlicher Offenbarung, nach Erkenntnis, nach Entdeckerruhm. Jutta wäre keine Frau gewesen vom Stamme derer, die da träumen, hätten jene Worte nicht ihr Herz erschauern, ihre Augen leuchtend werden lassen.

„Und dennoch, wenn ich recht verstand, blieb Ihrem lieben Vater eine hohe Verheißung unerfüllt“, sagte sie

kummervoll. „Es muß etwas Unerreichbares gewesen sein, das er zu finden begehrte.“

„Es war ein Stern“, sprach Wendland feierlich. „Mein Meister barg in sich ein tiefes Ahnen, das freilich auf langjährige Forschung gestützt war. Ein kleines bestimmtes Teil der Himmelsferne hatte seine Sinne in unwiderstehlicher Weise gefangengenommen. Dort oben ist's“, ergänzte er, mit halb müder, halb zornvoller Gebärde emporweisend. „Menschlich geredet in der Nähe des Algol, den in geheimnisvoller Ehe ein dunkler Gefährte umkreist, strahlenlüstern den Stärkeren zeitweilig seines Lichtes beraubend. An jener Stelle, das glaubte mein Vater, werde einst auf weiter Flugbahn ein Stern, ein unbekannter Planet, erscheinen. Er muß kommen und wird kommen, wiederholte mein Vater oft mit dem glückseligen Lächeln, das nur Träumern und Siegern eigen ist. Dann kam für ihn selbst der Tod, der kurze, bittere Abschied. Jetzt schaut mein Meister wohl alles, woran er geglaubt hat, und sein Herz wird gesättigt sein, denn kein Aufschwung zu Gott, kein Streben nach Erkenntnis, kein Tasten nach ewigen Gütern geschieht vergebens. Hienieden haben ihn nur wenige gekannt und vermißt. Sein karger Nachlaß ward versiegelt, ebenso die wertvollen Instrumente; sie waren längst verpfändet, denn nur kraft dieses Ausweges hatte ich mein Universitätsstudium vollenden können. Auf meine Bitte hatte man mir das Teleskop belassen, bedingungsweise und halb aus Mitleid. Die bewilligte Frist läuft übrigens bald ab, dann heißt es Abschied

nehmen vom alten Arbeitsgefährten, den ich so gern behalten möchte, schon meines lieben Vaters wegen. Der Abschied täte mir bitter weh. Darum heißt's mit doppelter Kraft hoffen und arbeiten, damit die drei letzten, uns vergönnten Monate ..."

„Drei Monate!" Das klang wie ein Schrei von den Lippen des Mädchens. Ihre schlanke Gestalt richtete sich auf und suchte, schwankend, einen Stützpunkt am Geländer. Auch Brigitte tat einen Ausruf der Überraschung; sie ließ ihre Arbeit niedergleiten und preßte die Flächen ihrer rundlichen Hände einen Augenblick an die Schläfe. „Beruhige dich, Jutta", sprach sie in halb begütigendem, halb grimmigem Laute. „Es ist nur ein Zusammentreffen, allerdings ein seltsames", erläuterte sie, das Wort an Wendland richtend. „In drei Monaten fällt auch dieses alte Haus. Es ist auf Abbruch verkauft. Herr Brentabor baut eine Zellulosefabrik in der Neustadt und eine Villa daneben. In drei Monaten soll ein großes Fest sein, Einweihungsfest und anderes mehr. Also dieses Haus fällt, die alten Bäume mit ihm. Der Flußarm wird zugeschüttet, dann schreien die Frösche nicht länger aufdringlich, dann schweigen wohl, wie gewisse Leute möglicherweise meinen, auch andere lästige Stimmen. Es soll eine neue Zeit kommen, das Alte soll fallen. Aber ich falle nicht mit, Jutta, sondern bleibe bei dir, das weißt du, und darauf können auch andere Leute sich ganz heilig verlassen."

Diese Worte waren hastig gesprochen, die Ausrufe rasch verklungen, vorbeigegangen wie ein kaum verständ-

liches Zwischenspiel. Der Erzähler hatte des letzteren nicht geachtet, jetzt neigte sich Jutta tiefer zu ihm. „Der Stern," frug sie mit weicher, fremdlautender Stimme, „wo blieb er, was ward aus ihm?"

„Ja," erwiderte Wendland wehmütig lächelnd, „wo weilt mein Stern? Sein Glanz ist nur geahnt, nie erschaut. Wer kennt seine Umlaufzeit? Wie vieler Jahre bedarf er, um auf großer, unerforschter Flugbahn die Sonne zu umreisen? Doch einmal wird er kommen, der Gewaltige, Hohe. Und wenn er emportaucht, weißleuchtend aufblitzt im Sternengetümmel, dann ist er mein, durch scharfe Messung für immer gefesselt. Und gefunden mit ihm wären Erfolg, Entdeckerehren! Wir brauchten uns nicht voneinander zu trennen, ich und das alte Fernrohr. Dann hätte alle Not ein Ende, dann könnte ich, ein freier Mann, meine liebe Wissenschaft volkstümlicher gestalten, ihre Bedeutung auch den einfachen, ungelehrten Leuten zugänglich machen, den tödlichen Irrtum bekämpfen, daß Wissenschaft und Glaube unvereinbar seien."

„Wenn ich beten könnte," sprach Jutta, „so würde ich es tun, damit Ihr Stern käme und Sie glücklich würden."

Brigitte bot gute Nacht; ein schwüler Holunderduft stieg aus der Gartentiefe. Wendland konnte sich eines bangen Aufseufzens nicht erwehren. Eine müde, mechanische Handbewegung gab dem Teleskop die wohlbekannte Richtung und senkte das Objektiv in jenen Ausschnitt der Himmelsferne, in die tiefe Lücke zwischen Algol und den Plejaden.

* * *

Lange, linde Sommernächte zogen herauf. Die Frauen begehrten von Sternen zu wissen, und Wendland, unter dem Banne der scheuen, fremdartig leuchtenden Augen Juttas, willfahrtete gern. Er versuchte, ihr einen Begriff der Unendlichkeit zu schaffen, über welcher Gottes Geist in furchtbarer Majestät waltet, über der heilige Gesetze stehen, sich verkünden in unausbleiblichem Wechsel von Flammenkatastrophen und Offenbarungen sieghaften Lebens. Er sprach von „fernen Welten, millionenfach an Zahl, die in rasender Geschwindigkeit, auf großer Flugbahn durch den Raum wandern, die, wenn ihr Daseinszweck nach vieltausendjähriger Flucht erfüllt ward, sich auflösen wie ein abgenutzter Organismus, verlodernd, in Trümmer fallend. Ihr Staub, durchflammt, durchfeuchtet, ballt sich zum Kerne, der, wieder aufgenommen, wieder hineingezogen in den ewigen Grundplan der Umlaufsgesetze, sausenden Schwunges Nebelschleier, fremde Stoffe an sich reißt, sich dareinhüllend wie in einen Krönungsmantel. So ziehen die Neugewordenen ihres Weges, jungen Eroberern gleich, die, von Löwenmilch frischer Urkraft gesättigt, stürmisch ihre Sonnen umkreisen. Jene Jugendländer bevölkert Gottes Schöpferkraft mit Wesen, die ewigem Leben vorbestimmt, erkoren sind, die in stetiger Weiterentwicklung, durch tausendjährige Kämpfe und Läuterungen zur Endreife, zur Seligkeit kommen. Was die Sterne leitet, was den Weltraum durchbraust, sind Kräfte des Lebens, Stimmen des Erbarmens, Offenbarungen ewiger Liebesziele."

Ein schrilles Lachen unterbrach ihn. „Ewiges Leben — Erbarmen — Güte —“ rief Jutta. „Und daran glauben Sie? Daran?“

Wendland schwieg betroffen. „Ja, wenn mich kein Glaube aufrechterhielte“, sprach er ganz verwundert, „wie könnte ich dann hoffen und arbeiten? Wo Glaube fehlt, fehlt auch die Kraft. Wahre Gelehrte, die keinen Glauben hätten, gibt es nicht.“

Er brach ab, harrte auf Antwort, suchte den Faden des Gespräches neu zu knüpfen. „Nun soll mein Freund hier“, begann er, auf das Fernrohr deutend, „Ihnen einmal Führer sein zur großen Ferne, in der wir Weltfremde uns heimisch fühlen.“

Er richtete den mächtigen Refraktor auf einen Teil der Milchstraße, legte Juttas weichen Mantel über die Lehne des Schemels und bat das junge Mädchen, seinen Forscherplatz einzunehmen. Während ein kindliches, halb schalkhaftes Lächeln gleich einem Freudenstrahl sein Gesicht verschönte, ließ er sie emporschauen.

Sie tat es lange, lautlos. Er konnte trotz der tiefen Dämmerung erkennen, daß ihr zarter Körper bebte wie unter der Überlast großer Offenbarung.

Sie blickte verwirrt, bestürzt in seltsamen Glanz, nein, in ein einziges, zuckendes, unermeßliches Glänzen. Der Nachthimmel, dem unbeflügelten Blicke begrenzt, verschleiert, erschien wie ein schrankenloses leuchtendes Brokatgespinst. Daran schwebten die großen Fixsterne, starrend und funkelnd, grünliche Lichtspeere schießend, in Rot überschlagend. Hinter ihnen ein unablässiges,

unergründliches Flimmern von zuckenden, abreißenden, sofort neu angesponnenen Lichtfäden. Dazwischen, blitzartig, in sprühender Kurve den Goldgrund durchreißend, ein fallender Stern, dahinschießend auf Nimmerwiederkehr. Überall ein rastloses Brodeln, das Flackern von Vernichtungsereignissen, das große Kreisen werdender Welten im Drange nach Neugeburt, Vollendung.

Und als sie vom Schauen abließ, war um sie weiche, nun doppelt tiefe Erdensonnennacht. Wendland hatte den Arm um die Sessellehne gelegt, drunten in den Büschen sang eine späte Nachtigall, und der Duft wogte empor aus dem verwilderten dunstigen Garten.

Jutta hatte das Haupt geneigt, sie weinte unaufhaltsame Tränen. „Ich fürchte mich vor der großen goldenen Ferne, sie erdrückt mich, sie reißt mich mit sich in ihr schimmerndes, entsetzliches Wirrsal. Bin ja schon auf Erden verirrt und landfremd, was zeigten Sie mir den flimmernden Urwald?"

„Es ist kein Urwald," tröstete Wendland, „Gott führt seine Kinder nicht in die Irre, sondern zur Heimat."

„Der Pfarrer", sprach Jutta, „lehrte mich, die Erde sei Mittelpunkt der Schöpfung; ein unsichtbarer Himmel, Gottes Wohnung, sei unsere Heimstatt. Die Sonne, die Sterne nannte er Feuerkörper, Beiwerk glänzender Art, nur dazu entzündet, um Gottes Größe uns vor Augen zu führen. Er sagte, daß eine Menschenseele werter sei, als Mond und Sterne zusammen. Das klang mir wie Trost; nun weiß ich, daß er haltlos war, wie so mancher Trost aus Priestermund. Nun weiß ich, wie nichtig, wie

unsäglich klein wir bleiben müssen. Wie sollte dies Herz im Glanze, im Stieben des Sterngetümmels eine Heimat haben? Lichtlein sind wir, erglommen, weiß keiner woher; gehend, weiß keiner wohin. Lämpchen, verschwelend, wenn das Leid darüber bläst. Ich wußte als Kind schon, daß es nur Leid gibt und kein Vaterhaus. Woher kam mir diese Weisheit? Zum Menschenherzen schlagen ferne Stimmen, warnend, wie Hilferufe Ertrinkender über breitem Strome; sie mahnen: Das Leben ist Traum, die Welt nichts. Das wissen wir, und deshalb sind wir auch traurig von jeher, traurig von Grund aus, mitten in der besten Fröhlichkeit. Ob eine Welt gewonnen — gleichviel, ob eine Welt zerronnen — es ist ein Spiel. Wir gehen des Weges auf Nimmerwiederkehr."

„Jene Stimmen", sprach Wendland, „sind Irrklänge des Zweifels, fruchtlose Klagen um das verlorene Eden. Sie sind kurze Kraft, Versuchung und Schatten, vom abgefallenen Lichtgeiste stammend. Philosophen kamen und bauten auf schwankem Grunde das Evangelium des Weltschmerzes, der Verneinung. Philosophie füllte noch niemals ein hungerndes Herz mit Gutem. Die Stimmen des Zweifels trügen, sie werden durch die Zeit gehen, dereinst umgewandelt in Erkenntnis, in Frohlocken. Gott zählt die Seufzer seiner Kinder und zürnt nicht ewig. Wir sind Verbannte, müssen durch viel Schmerz uns zur Heimat finden, und der Sünde Sold ist der Tod. Doch schon im Tode liegt eine Tat, ein Geborenwerden. Das junge Leben hebt sich leuchtend, in Freudentränen; von seinen Füßen streift es das Überwundene wie schwarze

Kleidersäume. Die Wissenschaft weiß, die Sterne verkünden, der heilige Geist ruft es im ärmsten Menschenherzen: Es gibt keinen ewigen Tod."

Er stand flammenden Auges und hielt die Hand über Juttas dunklem Scheitel prophezeiend ausgestreckt.

„Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben, danach das Gericht", sprach Brigitte feierlich.

Sie legte den Arm um Jutta, und wie sie die schlanke Gestalt hinabgeleitete in das dunkle Haus, schwebte über ihr entferntes Gleichnis einer amtierenden, schützenden Priesterin.

* * *

Nach etlichen Tagen, die sich für Wendland in Arbeit und Einsamkeit dahingezogen hatten, begab sich der junge Gelehrte, geringer Einkäufe halber, in die Kleinstadt hinunter. Sie lag menschenleer, schattenlos, häßlich unter dem heißen Sommerhimmel. Von einem Bauplatze tönte Peitschenknallen, rohes Fluchen; erschöpfte elende Mähren keuchten unter Aufbietung letzter Kräfte vor den überlasteten Ziegelwagen. Herr Brentabor stand, den Strohhut im Nacken, auf einem Schutthaufen und sah dem Schauspiele wohlwollend zu. Hier richtete sich, im Profil der Gerüststangen, der Rohbau der neuen Fabrik. Etwas abseits lag, mit buntem Anstrich versehen, kürzlich vollendet, eine kleine ziemlich prunkhafte Villa. Sie trug ein Dach von farbigen, in Schachbrettmuster zusammengestellten Glasursteinen, am Altan standen zwei allegorische Gipsfiguren im Stile verderblichster

Mittelmäßigkeit. Wendland mußte des großen Festes gedenken, dessen Feier nach Abbruch des alten Gebäudes an dieser Stätte geplant war. Ihn überfiel eine lähmende, unerklärbare Trauer, sie trieb ihn zu raschem Vorübergehen. Die Posthalterei und deren geschlossene Schalter, den gelben Passagierwagen, der mit hängender Deichsel auf dem Pflaster stand, beschaulicher Mittagsruhe überlassend, gelangte er, zum Marktplatze einbiegend, an ein niedriges, finstres Bauwerk. Die Fenster des Erdgeschosses standen geöffnet, aus ihnen drang, von kurzen Pausen durchsetzt, der zornige, befehlhaberische Ton einer Männerstimme; im Arresthause des Städtchens waltete der Polizeileutnant seines Amtes. Die Opfer desselben traten soeben auf die Schwelle: ein schlampiges, aufgedunsenes, des Felddiebstahls überführtes Weib, dann ein alter, gleichmütig dareinschauender Landstreicher; das ausweislose Bürschlein, welches den Schluß machte, schien der Zunft der Schneidergesellen anzugehören. Die Hände aller waren durch eine dünne Fessel miteinander verbunden; ein stämmiger Polizeidiener in schäbigem Uniformsrocke, dessen bunter Kragen durchschwitzt und verschlissen war, geleitete sie. In der Tür erschien der Leutnant selber, wohlfrisiert wie immer; das Knopfloch des weit geöffneten Überrockes wies den Schmuck einer großen, voll aufgeblühten Zentifolie.

„Vorwärts, Märtens," rief er seinem Untergebenen zu; „nicht viel Federlesens gemacht mit der Bande." Er nahm seinen Schleppsäbel auf und schlug mit der

Scheide dem Weibe auf die Röcke. „Wartet, Gesindel; ob ihr auch in Ketten seid, will ich euch dennoch Parademarsch beibringen."

Er ward des jungen Gelehrten ansichtig, grüßte sehr gemessen und trat ins Haus zurück. Wendland setzte seinen Weg fort, zuweilen vor einem Kramladen stehenbleibend, dessen Schaufenster Neu-Ruppiner Bilderbogen, gestreiftes Bettzeug, Rasiermesser, Öldruckbilder der Kaiserfamilie und heftig gefärbte Zuckerkugeln in gläsernen Behältern aufwies. Flachsblonde barfüßige Kinder, Frauen, die in den Türen standen, musterten den Fremden feindselig; in den schwärzlichen Gossen lagen Zeitungsreste und ausdörrende Heringsköpfe. Von den Ziegelbrennereien strich beklemmender Rauch herüber; Wendland kehrte bald in die schützende Einsamkeit seiner Dachstube zurück. Am Spätnachmittag betrat er, um Luft zu schöpfen, die Plattform und gewahrte Jutta drunten in der Tiefe, auf dem fliederumwilderten Teiche. Sie ruderte sachte umher in einem schmalen, weißen, augenscheinlich für sie allein gebauten Boote; die sinkende Sonne wob zuckende Strahlen um das schwere Haargeflecht, um die schönen, halb entblößten Arme, die emporleuchteten aus dem Schattengewirr der Büsche, aus dem bräunlichen Glanze der Wasserfläche. Sie trieb den Kahn in lässigen Spiralen umher, das eine Ruder rückwirkend eingesetzt, das andere hebend und senkend in matten rhythmischen Schlägen. Einmal beugte sie sich weit, gänzlich sorglos über den Rand des schwankenden Fahrzeuges und zog mit Mühe eine Teichrose

aus dem schlammigen Grunde. Sie ließ den spitzen, weißlichen Kelch im Wasser schleifen, sich vollschlürfen; dann streute sie den Tropfeninhalt wie rinnende Perlen über den reglosen Wasserspiegel und begann, von neuem Kreise zu rudern. Es lag etwas Geistesabwesendes, trostlos Gleichgültiges in ihrer Beschäftigung; Wendland empfand ein Weh im Herzen vor diesem Kinderspiel über dunklem Flutengrab. —

Lange Regentage strichen durch das Land und beließen den Frauen nur selten einen Vorwand zur Wiederaufnahme der ihnen lieb gewordenen feierlichen Plauderstunden auf der stillen Gelehrtenwarte. Jene kalten Schauer, die über die Felder rauschten, irdische Ernteaussichten gefährdend, vernichteten auch die erhoffte Himmelsernte Wendlands, indem sie jegliche astronomische Beobachtung zur Unmöglichkeit machten. Des jungen Gelehrten Börse ward immer schmaler, denn in entschiedener Weise hatte er Brigittens mütterliche Versuche, seinem kargen Haushalte durch den Überschuß ihrer Gartenerzeugnisse aufzuhelfen, zurückgewiesen. Die bitter kostbare Zeit verrann in entsetzlicher Schnelle. Wendland trug nicht allein Sorge um den Verbleib seines Sternes, sondern rang mit Stunden und Nächten, in denen er nicht ablassen konnte, von Jutta zu träumen; er fühlte, daß er in den Bann ihrer schwermutvollen Schönheit hinabsank wie in ein uferloses Meer. Zu diesem Zustande gesellte sich ein unerklärlicher Vorgang, der große Unruhe in sein Herz brachte. Stets, wenn er mit Jutta am Teleskope gesessen, von seinen Arbeiten,

seinen Aussichten geredet hatte, folgten Stunden lähmender Entmutigung, in denen seine Forschungen und deren Verwirklichung ihm immer unhaltbarer, immer hoffnungsloser erschienen. Je teurer ihm Jutta wurde, um so deutlicher fühlte er, daß in seinen Himmelsberechnungen ein Riß erstehe, sich ausweitend zur Kluft, zum tiefen Abgrunde der Nichterfüllung seines Lebenswerkes. Er wußte voll unaussprechlicher feierlicher Freude, daß Juttas Herz in stiller aufglimmender Seligkeit dem seinen entgegenzog; doch mit Gram und Grauen empfand er gleichzeitig, daß der Stern dort droben sich von ihm abwandte.

* * *

„Warum erforscht man Sterne", frug Jutta in ihrer süßen, etwas müden Redeweise. „Was frommt es, sie zu zählen und zu messen, sie in Formeln und Fesseln zu legen? Zieht man sie, die reinen, hierdurch nicht in Knechtschaft? Mir ist es, als müßten sie Leid nehmen im Dunst der Erde, als müsse ihr Glanz erblinden."

„Uns treibt Erkenntnisdrang", bekannte Wendland. „Man knüpft seinen Namen an einen Stern; der trägt hinaus aus dem Vergessenwerden, davor uns allen graust. Man vermählt sein Sterbliches gern solchem leuchtenden Träger. Man tut Größeres noch: man gibt den eigenen Ruhm hin, man flicht Sternenglanz durch den Namen eines geliebten Wesens, macht diesen Namen unsterblich. Wie wenig wissen wir zudem von Gottes Allmachtsplänen. Es sind viele Wohnungen im Hause des Vaters.

Vielleicht wird der Stern, den wir gesucht, dereinst unsere Heimat. Vielleicht wird jede Menschenseele dereinst ein Stern."

„Hiergegen möchte ich doch submissest Einspruch erheben", bemerkte Brigitte. „Es sind mir Herzen bekannt, denen der Übergang recht schwierig fallen dürfte. Wenigstens müßte ihnen unterwegs eine ganz gründliche Umgestaltung widerfahren und allerhand Seltsames passiert sein."

Ihre Stricknadeln klapperten im Dunkel des Abends kampfbereit.

„Dort oben sind tausend Jahre wie ein Tag," ergänzte Wendland, „daneben lebt ruhig und fromm die kleine Legende weiter:

Wenn hier ein Herz verstoben
In Gram, in Tränenschimmer,
Erwacht am Himmel droben
Ein guter Stern für immer;

Und Augen, die müde, dunkelnd,
Zu Gott geblickt von ferne,
Erwachen, niederfunkelnd,
Dereinst als Sterne."

„Ja, wer nur schauen könnte," sprach Jutta, „nur einmal schauen und finden." Sie ließ sich, wie ermattet, auf den Schemel vor dem Fernrohr nieder, als sei dort ihr gewohnter Platz, gab dem Instrument sachte die Höhenwendung und blickte lautlos in das zuckende Lichtgewirr. „Mir bangt vor so viel Größe", sprach sie kummervoll. „Ja, gäbe es nur eine einzige Erde, und einen Himmel,

und einen Kranz frommer kleiner Wunderlegenden darüber, dann könnten wir die Allmacht erfassen, wir wären nicht gänzlich einsam. Dort droben aber sind der Welten so viele wie leuchtende Körnlein, wie blitzender Flugsand. Daran muß die Seele vergehen. Es ist zu großes Wunder; so viel ward nicht für uns getan."

Ein Schauder streifte ihre schmalen Schultern.

„Und ist das größte Wunder nicht dieses, daß ein vergängliches Menschenauge alle jene Welten umfassen, umschließen kann? Ein dunkles fragendes Kinderauge so viel Heiligkeit, solchen Glanz? Darin liegt Bürgschaft, Unterpfand. O Jutta, nicht fürchten, nur glauben."

Sie schüttelte leise das Haupt. „Dort oben zwischen den Sternen waltet verzehrendes Feuer, wohnt lauter Glanz, Sturm und Unrast. Wer findet den Weg hindurch? Ein einsames, verstörtes Herz tut's nimmermehr. Und sind es gar der Herzen zwei, was wird aus denen? Das eine lebt, das andere starb, das eine war stark, das andere schwach, das eine war gut, das andere konnte nicht glauben, sie hatten einander aber dennoch liebgehabt. Wann sollen sie sich wiederfinden, und wo wird es sein? Gibt es ein Land des Glückes? Wo liegt die selige Heimat?"

„Sie lebt, denn wir sehnen uns nach ihr," beteuerte er freudig, „das ist Beweis ihres Daseins. Nur Heimat, die wahrhaftig besteht, kann Heimweh erwecken. Wie ist, im Aufblick zu ihr, das Leben klein! Nie habe ich völlig begriffen, warum die Dichter ihre tiefsten Klagen, die blütenschwersten Trauerkränze um Herzen schlangen, die

hier auf Erden Vereinigung nicht fanden. Weil Romeo und Julia starben, ist's deshalb aus mit ihnen? Unermeßliche Zukunft harrt unser. Liegt darum höchste Tragik in Nichterfüllung kurzen Erdenglückes? Dennoch galten verlorener Liebe stets die schönsten Lieder. Hierin liegt Schwachheit und wiederum Mangel an Glauben."

„O lieber Gelehrter," sprach sie in aufquellender Bitterkeit, „wie sehr wohlfeil gilt das Erdenglück Ihnen! Mich will es bedünken, daß Glaube hart sei und hart mache."

Er sah empor, betroffen von dem Klange großer Leidenschaftlichkeit, der ihre Stimme erfüllte.

„Glaube ist Trost", entgegnete er. „Glaube spricht: Es gibt keine verlorene Liebe. Glaube jubelt, daß weder Tod noch Leben, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges uns scheiden mag von der Liebe Gottes. Glaube spricht, daß Herzen, die einander geliebt, sich wiederfinden müssen, kraft ihrer Liebe, in Gottes Nähe. Lichtlein sind wir, von Gott kommend, zu Gott gehend, und Ruhe findend in ihm allein."

„Wenn das Glaube ist, Ihr Glaube," sagte Jutta, „so will ich gläubig werden." Ihre schmale Hand legte sich sanft und bebend in die seine. Brigitte rückte schlaftrunken den Stuhl zur Seite. Die Schritte der beiden Frauen verklangen, abwärts tastend, über den knarrenden Stufen. Aus dem Stiegenraum schlug ein leiser Duft von Juttas Haar zurück.

Droben fegte ein starker Westwind den Himmel klar. Große Fernen enthüllten sich, schwarz wie Samt. Frisch

und hell funkelten die Sterne, von Regenschauern geklärt. Dann trieben neue Schattengeschwader zum Angriff heran, Segel setzend, den Himmel einnehmend, die Sterne überfliegend.

Für Wendland gab es eine unruhvolle Forschernacht. Sein Stern, der Stern dort oben, blieb ihm ferner als je zuvor.

* * *

In das große alte Haus zogen langsam Vorboten der Trennung, wie Unruhe in das Herz eines Sterbenden. Durch Stiegen und Gänge scholl das Poltern fortgeschaffter Möbel. Juttas Klavier war verstummt; es stand, in Brettern und Matten verpackt, des Umzugs harrend. Zur stillen Gelehrtenwarte drang der Lärm nur gedämpft, wie aus weiter Ferne, und auch nur wie aus Fernen her schlugen die Stimmen des hastvollen Lebens in Wendlands Traumwelt. Sie erfüllten ihn gleichwohl mit quälender, dunkler Unrast; in angestrengtester Arbeit, in bitterem, stets vergeblicher werdendem Ringen floß ihm die Zeit schattenhaft dahin.

Es war in einer schwülen, sternenleeren Sommernacht, als er durch Brigittens Stimme aus seiner halben Betäubung gezogen wurde.

„Ich komme allein," sprach sie; „der Leutnant sieht es nicht gern, daß Jutta bei Ihnen weilt. Er besitzt großen Einfluß im Hause. Vielleicht ist's auch gut, daß bald geschieht, was doch einmal geschehen muß. Und weicht der Bann, unter dessen Druck wir alle jahrelang gelitten, so

bedeutet das allein so etwas wie Erlösung. Ein frohes Fest wird jenes, das sie rüsten, freilich nicht. Nun bleibt zu hoffen, daß sich alles zum Besten wenden möge. Vielleicht werden auch Sie einmal so glücklich, wie Sie es gewiß verdienen."

Wendland lächelte, verständnislos, müde; er empfand nur, daß die Worte der treuen Frau weich und gütig klangen.

„Zwanzig Jahre und länger habe ich unter diesem Dache gelebt," begann Brigitte von neuem, „nun naht unaufhaltsam der Abschied. Bald bricht dieser alte Bau, bald trennen sich die Pfade, die hier geschlungen wurden. Bald ziehen auch Sie hinaus, Ihren Sternen nach. Sie sind uns ein Freund geworden — ja fast mehr als ein Freund", vollendete sie, wie zu sich selbst sprechend. „Sie haben ein Anrecht darauf, Näheres über die Menschen zu erfahren, welche dieses Dach beschirmt hat. Wollen Sie, daß ich Ihnen erzähle, von Jutta erzähle?"

In seine Augen kam ein glückhelles Leuchten; er wandte sich vom Teleskope und setzte sich Brigitte gegenüber.

„Zuerst", hub sie an, „muß ich von Herrn Brentabor und von mir selber reden; Haushälterinnengeschwätz — so mögen Sie vielleicht denken, und dabei auch im ganzen nicht völlig unrecht haben. Als Haushälterin nämlich bin ich zu Herrn Brentabor gekommen, und das auf dem gleichen Wege wie Sie, durch ein Zeitungsinserat. Ein respektabler Mann in gesicherter Lebensstellung suchte ein junges ansehnliches Mädchen, das ihm die Wirtschaft

führen möge. Darüber, was es mit der Respektabilität für eine Bewandtnis habe, gingen mir armem Dinge zeitig genug die Augen auf; denn daß Herr Brentabor mich nicht zu heiraten beabsichtigte, wie er es oftmals vorgab, hätte die klugheitsloseste Gans aus Hinterpommern, woselbst auch ich beheimatet bin, bald merken müssen. Später, als er mir, angstgefoltert, seinen Namen, sein Vermögen kniefällig antrug, da war ich es, die nicht mochte, noch konnte.

„Auch Brentabor ist — verzeihen Sie den Vergleich — in seiner Art ein Sternsucher. Er liebt es, Sterne in seinen eigenen Hausgarten zu verpflanzen.

„Er ist ehrsüchtig und feig; von läppischer Großmannssucht und doch berechnend. Seine Furcht vor Obrigkeit und Polizei kennt keine Schranken und wäre kindisch, wenn der Lächerlichkeit nicht etwas Berechtigtes, Finsteres zugrunde läge.

„Doch nun hat das Haushälterinnengeschwätz ein Ende; ich will erzählen. Die schwarze Nacht paßt gut zu der Geschichte.

„Jutta ist nicht Herrn Brentabors Tochter, das werden Sie längst empfunden haben. Vor vielen Jahren fand Märtens, der Polizeidiener, auf der städtischen Heide die Leiche einer Unbekannten. Die Tote war reich gekleidet, mit Spangen und Schnüren aufgereihter Münzen geschmückt; sie mochte wohl einer Zigeunertruppe angehört haben, welche tags vorher ihren Durchzug gehalten. Neben der Toten, an deren starre Brust geschmiegt, lag ein etwa vierjähriges Mädchen in tiefer

Bewußtlosigkeit, welcher Zustand wohl durch Erschöpfung verursacht war, möglicherweise aber auch durch Entsetzen. Denn die Entseelte war gewaltsamen Todes gestorben, wahrscheinlich um ihrer großen Schönheit willen von Stammesgenossen aus Eifersucht erstochen. Das Dunkel, welches über der Tat schwebte, ward niemals aufgeklärt, denn es hatte jener durchreisende Stamm, mit Wagen und Pferden wohlversehen, trotz rascher Verfolgung die russische Grenze zu überschreiten vermocht. Es blieb nichts anderes übrig, als die Unbekannte zur Ruhe zu bestatten, was erst nach Beseitigung vieler Schwierigkeiten geschehen konnte, weil die Geistlichkeit dagegen Einspruch erhoben hatte, daß der landfremden, offenbar in ihren Sünden jäh dahingefahrenen Person ein Grab inmitten anständig verstorbener Leute gewährt werde. Nun, schließlich wurde das letzte Plätzchen dennoch zugebilligt, freilich nur an der Friedhofsmauer. Gleichviel; dort schläft die Fremde unter Flieder und wilden Rosen ebenso wohlbeschützt, als es die Seßhaften dort in Reih und Glied unter ihren schönen Leichensteinen tun, darauf Tugenden und Titel in Goldlettern prangen. Jutta — so ward das kleine Mädchen nach der Inschrift eines Ringes genannt, den die Tote getragen — hat das Grab nie gesehen; eine Krankheit, in die sie bald nach geschehener Auffindung verfiel, mußte wohl die Erinnerung an jene Schreckensnacht, sowie an die Gestalt der toten Mutter weggelöscht haben. Auch im späteren Leben brachen blitzartige unzusammenhängende Erinnerungen nur selten durch den Schleier, der stets auf des Kindes

Seelenleben lastete. Doch ich greife vor. Damals dachten wohl viele, es möchte am besten sein, wenn das kranke Würmlein ohne weiteres der Mutter nachstürbe; denn wem sollte das fremdäugige, ungetaufte Heidenkind zur Last fallen? Die Lösung dieser Frage wurde in Gestalt eines Aufrufes angestrebt, der an die Mildtätigkeit der Bürgerschaft gerichtet war; es erfolgte jedoch in seltener Einmütigkeit kein Angebot.

„Da teilte mir Herr Brentabor eines Tages mit, daß er Erbarmen fühle und das Kind in sein Haus nehmen wolle. Während er sprach, trocknete er eine kleine Rührungsträne von der Wimper. Ich war freudigen Staunens voll und leistete dem Manne im Grunde des Herzens allerlei Abbitte. Hierzu bestand nun, wie ich bald genug bemerkte, durchaus keine Veranlassung. Brentabor trank in durstigen Zügen das Lob des Pastors wie jenes des Bürgermeisters, stieg erheblich in der Achtung seiner nicht sehr hellseherischen Nebenmenschen und wurde, da, beiläufig bemerkt, die Aufnahme des Kindes etliche Wochen vor Abhaltung der Wahlen erfolgt war, mit ansehnlicher Stimmenmehrheit zum Stadtverordneten erhoben. So fand die gute Tat alsbald ihre Belohnung; Brentabor aber wurde immer eitler, immer dreister, bis mir die Augen aufgingen, weit und starr. Als das aber geschehen war, habe ich sie auch nie wieder zugemacht, das wissen allein Gott und Herr Brentabor, falls diese Zusammenstellung zulässig ist.

„Es war im stillen meine Meinung, daß der Herr Stadtverordnete sich nebenbei auch deswegen der Kleinen er-

barmt, um mich an sein Haus zu fesseln, welchem ich verschiedener Gründe halber den Rücken zu wenden bereits mehrfach im Begriffe gestanden. Es wäre ein kluger Zug gewesen, denn ich liebte Kinder von jeher ausnehmend, und die kleine, der Mutter so jäh beraubte Fremde hatte es mir bald völlig angetan. Sie wurde von Jahr zu Jahr hübscher, trug kostbare Pelzmützchen, rauschende Seidenkleidchen, bekam Musikunterricht, wurde gehalten wie ein Prinzeßlein. Es schien mir, als ob Brentabor bezüglich der aufblühenden Schönheit des Kindes täppischer Eitelkeit Ausdruck gebe.

„Es ist in hiesiger Gegend Sitte, den ersten Maientag festlich zu begehen; die Kinder ziehen in den Wald, schneiden Ruten zum Schulgebrauch, zünden Feuerlein an und treiben allerhand fröhlichen Unfug; abends werden sie in den Häusern mit Wein und Backwerk bewirtet. Brentabor hatte, als Jutta etwa vierzehn Jahre zählte, ein solches Maienfest im Garten gerüstet und etliche Gespielinnen des Kindes zu Gaste geladen. Als die Fröhlichkeit am größten war, bat er mich, über arge Vergeßlichkeit klagend, eine Geldsendung, welche heute noch abgehen müsse, zur Post zu tragen. Ich trat den ziemlich weiten Weg eilends an; am Ziele angelangt, erfuhr ich, daß der Schalter für Wertsendungen erst nach Eintreffen der Abendpost geöffnet werde. Es hätte dieser Umstand — so fügte der Beamte unaufgefordert hinzu — Herrn Brentabor in seiner Eigenschaft als Stadtverordneter eigentlich bekannt sein müssen. Ich beschloß, zu späterer Stunde wiederzukommen und inzwischen eine

anderweitige Besorgung zu erledigen. Wie ich in die Marktstraße einbiege, kommt mir eine Schar singender Kinder entgegen, die einen bunten Maibaum tragen. Ich erkenne die Gespielinnen Juttas und befrage sie, höchlichst erstaunt, um den Grund ihres verfrühten Aufbruches. Herr Brentabor, sagten sie, habe sie fortgeschickt, nachdem er ihnen allen viel Wein zu trinken gegeben. Ich wiederholte die Worte ein paarmal mechanisch, wie geistesabwesend, dann überfiel mich plötzlich eine Angst, die mich antrieb, heimzulaufen, als gelte es mein Leben. In wie kurzer Zeit ich den Weg zurücklegte, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß ich das Haus verschlossen fand, daß ich die Schlüssel zu einem Nebeneingang entdeckte, und daß ich, wie von einer zwingenden Macht geleitet, die Tapetentür des Gartenzimmers aus den Angeln stieß.

„Das Zimmer war in brennendes Abendrot getaucht; Kornraden und Mohnblüten, von den Kindern verstreut, bedeckten den Estrich. Auf dem Ruhebett lag Jutta, neben ihr kniete Brentabor und hielt die Mündung einer halbgefüllten Glaskaraffe übergießend an ihre Lippen gepreßt. Das Kind schien zu schlafen. Die silbernen Scheibchen ihres Haarschmuckes, die goldgestickten Schuhe an ihren reglos ausgestreckten Füßchen glitzerten starr. Sie lag still, wie ein armer kleiner Stern, der vom Himmel auf einen Kehrichthaufen gefallen ist."

Brigitte schwieg und sah zu Wendland hinüber, dessen Gestalt sich undeutlich vom Nachthimmel abhob.

„Die teuflische Schwelgerei", begann sie langsam von neuem, „hatte den Zweck, mir das Kind betäubt, be-

rauscht, meiner Zucht entfremdet zurückzugeben. Wie es sich später jedoch herausstellte, enthielt der Wein, der dem Kinde gereicht worden war, ein Taumelgift von so unvorsichtiger brutaler Beimischung, daß, hätte mich Gott nicht rechtzeitig herbeigeführt, der Tod unabwendbar gewesen wäre."

Sie schauderte unter der Last der Erinnerung und versuchte trotz der schwarzen Nacht in Wendlands Zügen zu lesen. Der saß auf dem Schemel am Teleskope gebückt; es schien, als sei ihm die Stirn in die gekreuzten Hände gesunken. Wohl hatte er Brigittens Worte, wie dumpf und wirr aus der Ferne hervorschlagend, vernommen, doch rangen seine Sinne nur unvollkommen mit dem Gehörten, sein Geist war geteilt, seine Augen spähten unruhvoll empor, dorthin, wo westlich vom Algol in den Wolken eine leise, weißliche Helle emporgewachsen war. Er empfand von neuem den qualvoll lastenden Druck eines herannahenden Ereignisses, das sich am Himmel vorbereitete, das rätselhafte, unerforschliche Beziehungen zu Menschenschicksalen herniederspann. Je trauriger, je schmerzlicher Brigittens Worte die dunklen Fügungen enthüllten, welche Lebensschuld und fremde Gewalt gleich Schatten um Juttas Kinderhaupt geschlagen, desto deutlicher empfand er, daß droben am Himmel etwas Verlorengeglaubtes in Glanz heimgebracht werde. Er verspürte wie ferne Offenbarung, daß Irrtum, Verfehlung getilgt und behoben seien, beschlossen unter dem Gesetze großer Wiederbringung. Er fühlte fast mit Gewißheit die Gegenwart, das Näherkommen seines Sternes.

Brigitte unterbrach die beklemmende Pause. „Ich will kurz sein“, sprach sie mit gefestigter Stimme. „Als Brentabor seinen Schuldversuch entdeckt sah, bemächtigte sich seiner eine an Wahnsinn streifende Furcht vor irdischer Vergeltung, um so mehr, als der Betäubungszustand, in den Jutta versunken war, ihr für lange eine geistige Schwäche, gepaart mit Angstanfällen und schreckhaften Verfolgungsvorstellungen, hinterlassen hatte. Am Krankenbette des Kindes flehte er um mein Stillschweigen, erbot sich kniefällig, mich zu heiraten, gelobte, Jutta als Tochter annehmen, als Erbin erklären lassen zu wollen. Letztere Willensäußerung griff ich auf, schmiedete das Eisen, solange es warm war, nagelte Brentabor fest. Ich nötigte ihn zu einem schriftlichen Bekenntnisse, zur regelrechten Abfassung einer Adoptionsurkunde, sowie zur bindenden Erklärung, daß er mich nie von Jutta entfernen, daß meine Stellung als Hausvorsteherin eine lebenslängliche sein werde. Diese Papiere legte ich bei meinem Rechtsbeistande nieder. Sie begreifen nun, daß Brentabor gefesselt ist und angepflöckt. Sie begreifen auch, daß die Fessel ihm tief ins Fleisch schneidet. Er haßt und fürchtet mich aus Seelengrund. Der Polizeileutnant, welcher reich und nebenbei an Brentabors Fabrikbau beteiligt ist, erscheint als willkommener Helfer, um eine unerträglich gewordene Lebensgemeinschaft, um die qualvoll getragenen Bande täglichen Beisammenseins zu sprengen. In letzterem täuscht sich nun der gute Herr Stadtverordnete, denn mich wird er nicht los. Ich bin die Strafe; ich bleibe bei ihm bis zum Sterbebette, und

ich gieße ihm den letzten Löffel Arzenei ein. Jetzt haben Sie ein kleines Stimmungsbild der Jahre gewonnen, die wir unter diesem Dache verlebten: Brentabor, an seinen Banden zerrend, herumwitternd wie ein Raubtier, das seine Blutgelüste innerlich wohl niemals aufgegeben, ich selbst in steter Wachsamkeit, unablässig zur Abwehr gerüstet; er unter der Maske des kaustische Witze schleudernden Biedermannes, ich unter jener der jovialen altjüngferlichen Haushälterin die Daseinskomödie spielend. Dann Jutta, dahingehend in angeborener Schwermut, schattenbelastet, bedrückt von dem dumpfen Bewußtsein einer ihr widerfahrenen dunklen Tat, dabei gequält durch einen ernstlich verliebten Freier, dessen tägliche, tropfenweise erneuerte Werbung einen Stein, geschweige denn ein müdes Herz aushöhlen könnte. Dies alte Haus, das von seinem Besitzer gehaßt wird als Stätte mahnender Schuld, hat in seinen letzten Tagen Trübes gesehen. Ich wollte, es hätte einmal noch ein Glück beschirmen oder eine große Erinnerung an sein Bestehen knüpfen dürfen. Kurzum, ich hätte ihm ein Lebensabschiedsfest gegönnt. Nun fällt das alte Gemäuer; bald wird dem Leben ein neues Haus geweiht, eine vielversprechende Fabrik dazu, und ein sogenannter Herzensbund daneben. Dann wird die große Hochzeit sein. Es mußte wohl so kommen, Gott hat's nicht ändern gewollt."

Sie tastete sich durch die Nacht zu Wendland hinüber und bemerkte, daß er still am Refraktor saß.

„So hörten Sie nicht, was ich sprach?" Die Frage klang betroffen, bekümmert.

Er wandte das Fernrohr langsam zur Seite, denn die flüchtige Helle dort oben war erloschen.

„Sie glich einem armen kleinen Stern, der vom Himmel auf einen Kehrichthaufen gefallen war", wiederholte er leise. „Ich weiß ein Wort, das gewisser ist als Wissenschaft und zeitliches Leben: Was gesäet ward in Schwachheit und Schuld, wird auferstehen in Herrlichkeit. Wem Gott ein Herrscherkleid geben will, den hüllt er hienieden in Sehnsucht und Hunger. Es ist spät geworden, Brigitte, und kühl; lassen Sie mich Ihre liebe hütende Hand küssen, so dankbar, wie ich als Kind es meiner Mutter getan."

* * *

Wendland hegte Besorgnis, daß jene Mitteilungen, deren rückhaltloses Vertrauen ihn bestürzt und bewegt hatte, mit Juttas Vorwissen geschehen seien. Vielleicht hatte sie eine dunkle Schranke zwischen seinem und ihrem Leben aufwerfen wollen. Diese Sorge ward ihm genommen; eine heiße Sommernacht führte, wie einst, die Frauen zur Hochwarte empor. Sein Herz schwoll vor Mitleid und Glück, als er in der großen Kühlung des Abendwindes neben Jutta an der Brüstung stand, während tief unter ihnen sommerliche Nebel heranzogen, wie weiche lüsterne Brandung um den Fuß eines Leuchtturmes.

Brigitte schien müde zu sein, setzte sich weitab von den beiden in ein dunkles geschütztes Eckchen. Die Nacht stieg samtweich und sternenglitzernd über die Dächer; Jutta

war erregt und traurig. Unvermittelt brachte sie die Rede auf alte Bedenken, unter deren Druck sie gefangen lag.

„Ich habe viel nachgedacht," sprach sie, „und möchte getröstet werden. Die Sterne haben doch eine Schuld. Ein finsterer, forschender Engel kam und verlangte Erkenntnis. Doch Erkenntnis ist eine Schale, darinnen liegt Gut und Böse. Der Engel wollte nicht anbeten, sondern beherrschen, und griff nach dem Bösen. Da tat er einen Fall, und die Sterne mit ihm, denn sie ließen sich begehren."

Er schwieg, von der mühsamen Gedankenarbeit in dieser jungen Stirn, von so großem Ringen nach Offenbarung tief gerührt. Es gemahnte ihn an das hilflose Flattern einer Taube hinter Käfigstäben.

„Seit jenem Tage", vollendete Jutta, „ward das Leben zur Schuld, kam der Tod in die Welt, kam Herzensangst über uns alle. Und Schwermut, Verzagtheit wurden mein Erbgut. Bin klein und zerschlagen, von dunkler Herkunft. Immer traurig, immer frierend im Herzen. Könnte ich einmal nur Zutrauen fassen zu Gott, einmal mich sicher fühlen, einmal mich freuen. Ach, daß ich getröstet würde!"

„Wir haben einen Trost", erwiderte es. „Es ist der herrliche heilige Trost, daß nicht aus unserem Herzen die Schuld kam. Sie kam von außen, ein anderer hat uns überhaucht mit dem großen Brandmal. Der Tod ist der Sünde Sold, doch es gibt keinen Tod für die, welche auf Erden Leid, Trauer, Schwermut, Heimweh nach

Gott getragen haben. Verzagtes Herz, wiederum halte ich dir dein eigenes holdes Wort vor: Lichtlein sind wir. Ja, Lichtlein, Bruchteile von Gottes Seele. Und sollten sterben? Klein und zerschlagen fühlst du dich. Was klein und zerschlagen war, wird auferstehen in Herrlichkeit. Ja, in Herrlichkeit. Das merke dir wohl, betrübte Seele, das halte und glaube. Dann aber juble und freue dich himmelweit."

In ihre Augen stieg ein Leuchten aufglimmender Zuversicht. Ein Kampf wogte in ihr, das große Flügelschlagen, das bange Aufflattern einer Seele beim letzten Abstreifen finsterer, berstender Hüllen.

Da überkam ihn Erlöserdrang, er breitete helfend, überwältigt, die Arme aus. „Jutta, ich habe dich lieb."

Ein unbeschreiblich süßes Lächeln kam auf ihr Gesicht, verklärte ihre Züge in fast überirdischer Helle. „Nun glaube ich an Gottes Erbarmen," sprach sie, „weil du so groß und barmherzig bist."

Er hatte ihr Haupt an sein Herz gezogen, und sie sah still zu ihm empor, als wisse sie sich endlich geborgen; sie verharrte regungslos, als wolle sie den Augenblick des Glücks festhalten, dessen Glanz genießen, ehe der, gleich einem aufgescheuchten Falter, sich zur Ewigkeit zurückschwänge.

„Mein Lieb, mein Weib", sprach er, bebenden Mundes ihr dunkles Haar küssend.

Wieder kam das unbeschreiblich süße Lächeln auf ihre Lippen, doch verlosch es sofort in einem Schatten tiefer nachdenklicher Schwermut.

„Dein Weib," wiederholte sie wie im Traum, und als wollte sie sich ausruhen im Klange dieses Wortes, „dein Weib? Das wäre wohl des Glückes zuviel. So großes Wunder darf nicht um meine Seele geschehen. Doch daß du das Wort gedacht, daß du es ausgesprochen hast, lieber, lieber Freund, dafür soll dich Gott segnen, so=lange du lebst. Und der Stern, der andere, den du finden wirst, der möge dir ewig leuchten, bis empor zu Jehovas Hütte."

Er kniete nieder und sah heißen Blickes zu ihr empor. „Laß jenen Stern seine Bahn ziehen, hilf mir, ihn zu vergessen, ihn zu überwinden, nimm du fortan mein ganzes Leben ein."

Sie schwieg, schüttelte schwermutvoll das Haupt. Er umschlang flehender ihre schmalen Hände.

Plötzlich fühlte er einen Luftstoß, daß ihm das Haar um die Schläfe stob. Sausend fuhr ein Holzscheit, wut=voll geschleudert, ihm am Kopfe vorbei. In der Tür stand Brentabor, die Arme, wie in einer Schlächter=bewegung, nach vorn gestemmt; hinter ihm drängte sich, wachsbleich, die Hand am Säbelgriffe, der Leutnant hervor. „Was wagen Sie, Herr!" rief er mit heiserer Stimme. „Sie wollen ein Ehrenmann sein und knien vor der Braut eines anderen? Wenn Sie satisfaktions=fähig sind, so müssen Sie mir vor die Pistole."

„Jawohl," wiederholte Brentabor kreischend, „vor die Pistole! Nobel muß es hergehen, und darauf bestehe ich, parole d'honneur. Ich will mein Kind geschützt wissen! Und — heda, Sie," unterbrach er sich, auf Brigitte zu=

stürzend, die entsetzt aus ihrer Schlummerecke hervorgekommen war, „wo haben Sie gesteckt, Sie feine Hüterin meines Kindes? Abrechnung will ich mit Ihnen halten, Sie Kupplerin, Sie scheinheiliges, verbrecherisches Weib!"

„Verbrecherin?" Brigitte reckte sich auf, in höchster Erbitterung. „Sehr wohl, lassen Sie mich in Haft führen! Vorerst aber stehen hier noch andere, ungehängte, wirkliche Verbrecher. Haben Sie, Herr Polizeileutnant, in den Taschen Ihres Überrockes neben Riechfläschchen und Schnurrbartbürste ein paar solide Handschellen? Dann bestellen Sie in Ihrem Arrestlokal eine bevorzugte Zelle für vornehme Verbrecher! Dreimal die Woche warmes Essen. Ich will es mit Vergnügen persönlich hinbesorgen."

„Zu Hilfe!" stöhnte Brentabor, auf Brigitte zuschreitend, als wolle er ihr die Hände auf den Mund drücken. „Luft, Luft, das Weib bringt mich um. Sollten Sie einmal im Bette erdrosselt vorgefunden werden, so hätten Sie es sich selbst zuzuschreiben."

„Was soll das Gefasel, Brigitte", ermahnte der Leutnant barsch. „Hier ist von einem Verbrechen doch keine Rede. Zunächst will ich mir von dem Herrn Erklärung ausbitten bezüglich der Schmach, die er meiner Braut und mir angetan."

Jutta hatte den Kopf zurückgeworfen.

„Ich will der Widrigkeit ein Ende bereiten," sprach sie, „will jede Mißdeutung aufheben. Unsere Hochzeit mag stattfinden; bald, sobald Sie wollen. Ich knüpfe

nur eine Bedingung daran. Es ist die, daß die Feier hier, in dem alten Hause stattfinde, welches ich liebgewonnen habe."

Er beugte sich besänftigt, entzückt über ihre Hand, hielt diese fest, begann, nach gewählten Worten suchend, eine lange Rede. Hinter den beiden tobte der Streit weiter. „Was Sie betrifft," wütete Brentabor, gegen Wendland die Fäuste schüttelnd, „so müssen Sie mir morgen aus dem Hause. Und Ihre Instrumente, Sie Spargelstecher am Himmelsbeet, konfiszìere ich außerdem."

„Das liegt nicht in Ihrer Befugnis", sagte der Leutnant mißbilligend. „Ich selbst war Zeuge, als Sie Mietschilling nahmen. Überhaupt, Brentabor, alles hat seine Grenzen; es ist höchste Zeit, daß wir gehen. Unten müssen wir noch beisammen bleiben und Punsch trinken. Wer könnte denn schlafen? Ich nicht; bin zu aufgeregt, zu überrascht, zu glücklich. Also gehen wir. Und Sie, Herr, werden es begreiflich finden, daß ich Sie nicht wiederzusehen wünsche."

Die Frauen hatten sich bereits entfernt, von Brentabor polternd verfolgt. Oben blieb Wendland einsam, an die Mauer gelehnt, die Hand vor den Augen, als ein Mann, der nicht den Mut findet, auf die Trümmer blitzgetroffener Habe hinabzustarren.

* * *

Die letzten Erntetage lagen sengend auf dem Lande, es kamen die tiefen Augustnächte voll Nelkenduft und Sternschnuppenregen. Im alten Hause vollzogen sich immer deutlicher Umwälzungen, eilten Menschenschick-

sale immer rascher ihrem Abschlusse zu. Auch für Wendland nahte die Entscheidung unaufhaltsam, mit großen Schritten. Immer unverkennbarer, unabwendbarer hatte sich die rätselhafte wechselseitige Beziehung zwischen dem Ringen nach Jutta, zwischen dem qualvollen Begehren eines Menschenherzens, das sein Glück erbauen will, sei es auch auf Blut oder Trümmern, und zwischen dem großen Stern dort oben gestaltet, der zurückwich in grausigem Versteckspiel. Schon lagerten sich zuweilen Hüllen um Wendlands Denkvermögen, wie Schatten aufsteigender Sinnenumnachtung. Eines Vormittags pochte Brigitte, ein wenig gemessen, ein wenig feierlich, an die Tür des Vereinsamten.

„Sie werden Jutta wiedersehen", sagte sie. „Aber dann muß es ein Abschiednehmen sein, ein kurzes. Machen Sie beide einander das Herz nicht zu schwer."

„Wann soll es geschehen?" frug er verstört, dennoch freudezitternd.

„Gleich", entgegnete sie. Ein seltsames Gemisch von Rührung und Entschiedenheit lag auf ihrem guten runden Gesicht. „Es geschieht mit Herrn Brentabors und des Leutnants Vorwissen; ich habe das durchzusetzen gewußt."

Sie wandte sich zur Tür. Aus dem dunklen Treppenhause tauchte Jutta empor, im Brautschleier, von schimmerndem starren Brokat umflossen, einer jungen Königin gleichend. Sie war sehr bleich, in ihren dunklen Augen lag ein diamantenes Leuchten, wie von ungeweinten, überwundenen Tränen.

„Es ist Zeit", sprach sie. „Ich komme, um dir noch einmal Dank für alles Gute zu sagen, das du mir getan hast. Auch Glück gabst du mir; kurz war es, doch süß, und einmal endlich im Leben mein. Dafür bin ich dir dankbar, unaussprechlich dankbar. Nun müssen wir einander Lebewohl sagen."

Er hätte sie in unendlichem Weh an sein Herz ziehen mögen zu einem letzten Abschiedskusse, doch sie sah fremd und feierlich aus, auch bedrückte Brigittens Gegenwart, die stumm zur Eile mahnte.

„In meiner Heimat", sagte er, „lebt ein alter Brauch. Muß eine Braut von einem gehen und lassen, der sie geliebt hat, so reicht sie ihm ein schmales Stücklein vom Hochzeitsschleier, vom Brautkranze ein dunkles Myrtenblatt. Willst du mir beides zum Abschied schenken, Jutta?"

„Nicht nötig," erwiderte sie mit einem leisen, fast schalkhaften Lächeln, „wir scheiden ja nicht auf ewig. Das hast du selbst mich gelehrt", ergänzte sie fromm und feierlich, indem ein wundersam verklärender Glanz sich über ihr Antlitz breitete. „Herzen, die einander geliebt haben, trennt kein Tod. Es gibt keine verlorene Liebe. Was klein war und zerschlagen, wird auferstehen in Herrlichkeit; in Herrlichkeit, sagtest du deutlich."

„Ja, in Herrlichkeit, Jutta, so wahr ein barmherziger Gott lebt; so wahr, als der Heiland das Wort gerufen hat: Ihr werdet leuchten wie die Sonne in meines Vaters Reich."

Seine Stimme klang prophezeiend, sicher, jubelvoll.

Die beiden, unter Trennung und Herzeleid stehenden Menschen hoben im Schauer großer Offenbarung das Haupt, blickten einander leuchtenden Auges an in heiliger Zuversicht.

„Und deinen Stern — ich bringe ihn dir," sprach Jutta ganz ernsthaft, „verlaß dich darauf. Solange er dir auf Erden scheint, gedenke mein."

Sie erhob beide Hände in weihevoller fremdartiger Weise, die an einen morgenländischen Gruß gemahnte, und wandte sich zum Gehen. Die zarte, von starrer Seide umwogte Gestalt verschwand, eine Lichtwelle nach sich ziehend, im Treppenhause. Hinunter über die dunklen Stufen floß der Saum ihrer flimmernden Schleppe. Draußen in heißem Sonnenschein huben die Glocken an, zur Hochzeit zu läuten.

Die Stadt lag still wie im Sonntagsglanze, schier menschenleer; alt wie jung, was nur irgend zu gehen vermocht, umdrängte die Kirche, in welcher der Hochzeitszug verschwunden war. Nun lag tiefe Nachmittagsstille über den Dächern, fern vom Gotteshause her floß feierlicher Orgelklang in die Sommerluft. Am glänzenden Himmel kreisten Störche, sich zum großen Abschiedsfluge rüstend. Die Ulmen im Garten sonnten reglos ihre Kronen, von leisem braungoldigen Schimmer früh überkleidet; auf den Beeten starrten letzte Sommerblumen in heißer, heftiger Farbenpracht. Drüben erwachten die Glocken von neuem, den Schluß der Feier verkündend. Die stillen Gassen füllte das Stimmengewirr einer sich verlaufenden schaugesättigten Menge.

Über das holperige Pflaster der Kleinstadt rasselten Kutschen, durch die unteren Stockwerke des alten Hauses wogte Leben, hallte Türenschlagen, scholl das Lachen fremder Stimmen. Die Sonne stand schräg; unter den schattenden Lauben am Teichstrande ward in Hast und Emsigkeit das Festmahl gerüstet.

Dann breitete sich sacht die durchsichtige Dämmerung des Spätsommerabends. Von oben herab, von der einsamen Dachferne gesehen, warfen die weißgeschmückten Tafeln, im Schimmer der Kristallgefäße, der Kerzengirandolen, durch das Wildweingerank der Veranden ein Leuchten herauf, gleich dem eines in der Tiefe ruhenden Schatzes. Nur die Menschen, die Schatzgräber, die dort unten beim Werke weilten, erschienen klein; doch ihre Stimmen schwollen, eine jede nach ihrer Eigenart, je mehr der Wein seine Schuldigkeit getan. Zuweilen entstand eine kurze erzwungene Stille, in welche hinein das Abendrauschen der Baumkronen fiel; dann wurde die Luft durchrissen von einer dreimaligen kurzen, schneidigen Lebehochsalve. Immer häufiger drängte es die Redner, ihr Bestes zu tun, immer ungebundener, von Gelächter übertönt, erklangen die Hochrufe, immer aufdringlicher fiedelte das kleine Tischorchester den unerschöpflich wiederholten Endreim des Liedes vom schönen, grünen, veilchenblauen Jungfernkranz.

Längst breitete sich schwarz und duftschwer die Sommernacht, für den Dulder dort oben auf einsamer Warte eine Opfernacht irdischen Glückes. Das Fest schien

heller, geräuschvoller aufzuflammen, Tische wurden hastig verschoben, es sollte der Tanz beginnen. Am Ufer, das zum Bootsstege hinableitete, stand plötzlich Jutta im weißen Glanze ihres Brautgewandes. Etliche Offiziere waren, eine Art scherzhaften Wettlaufes treibend, ihr gefolgt, umstanden sie lachend, führten mit anderen, die in der Veranda zurückgeblieben waren, einen lärmenden, etwas überlustigen Wortstreit. Es hatte den Anschein, als solle die Herrin des Festes in einem bei froher Stimmung entstandenen Vorhaben bestärkt, oder aber von dessen Ausführung zurückgehalten werden. Die Abmahnenden mußten unterlegen sein, denn der Lichtkreis, in welchem Juttas gebietende Gestalt gestanden, war plötzlich leer, und dort über dem Ufer, das sie verlassen hatte, kreuzten sich lärmende Stimmen, lachenden Lobes voll.

„Resolut, was? Zur Lady geboren, scharf wie eine Sense! Gäbe famose Regimentskommandeuse; schade, daß Gemahl nicht mehr aktiv ist.“ Ein lauter Beifallsausbruch erfolgte plötzlich. „Herrschaften, alle Hochachtung! Fein gemacht, bravo, gnädige Frau! Wirklich famos, ganz großartig.“

Aus der dunklen Bucht kam flitzend, wie von unsichtbarer Sehne geschnellt, ein schmalspuriges, weißes Boot. Mit raschen Schlägen, die leuchtende Wellenstreifen aufwarfen, ruderte Jutta ins Freie, breit hinein in den Glanz der mondgelben Teichfläche. Dort ließ sie das Boot wie spielend eine Kurve beschreiben, richtete sich auf und stand auf dem Rande des Fahrzeuges, regungs-

los, von Atlas umglitzert, die Arme zum Gruße erhoben.

Durch den Schwall stürmischer Bewunderung, der vom Ufer aufstieg, klangen erregt und deutlich einzelne Rufe der Besorgnis, der Warnung. Der Mann dort oben, der seit langen Stunden in den festdurchfieberten Garten hinabgestarrt hatte, tat einen Schrei des Entsetzens. Im gleichen Augenblicke schoß der schmale kippende Kahn, von einem leichten Stoße getrieben, unter Juttas Füßen hinweg, und die schlanke, glitzernde Gestalt sank schweigend, die Arme zum Himmel erhoben, in die Tiefe. Über ihr schloß sich ein wirbelnder, leuchtender Kreis, still verzitternd in goldenen auswellenden Strahlenringen.

Wendland wollte instinktmäßig den Sprung ins Leere hinab zur Teichfläche wagen; als er auf der Brüstung hing, zeigte ihm ein Blick die Unausführbarkeit der Tat. Er taumelte, mehr stürzend als laufend, die Treppen hinab; schon drängten sich im Stiegenhause verstört blickende Menschen. Draußen scholl Angstgeschrei, untermischt mit dem Klirren umgestoßener Leuchter, stürzender Flaschen. Hochroten Gesichts, die Serviette schwenkend und Flüche lallend, schoß Brentabor zwischen den schreckensstarren oder wild durcheinanderschreienden Gästen umher. Am Teichrande stand der Leutnant, stieren Blickes, bis an die Knie im Wasser. „Retten Sie Ihre Frau, Sie Mann mit den drei Medaillen," brüllte Brentabor, „retten Sie."

„Schlag mir einer die Sporen herunter," gab jener wutschäumend zurück, „man verstrickt sich in dem gott-

verdammten Seetang." Wendland hatte den Rock abgeworfen und stürzte sich gesenkten Kopfes zum Anlauf auf die schilfige Lache; ein Offizier warf sich dazwischen, fiel im Ringen mit dem Verzweifelten zu Boden, gewann die Oberhand und hielt ihn gewaltsam zurück. „Unterlassen Sie den Unsinn," sprach er wohlwollend, brutal; „es ist an einem Unglück genug, an einem so schauderhaften. Die Hände herunter, Herr! Hier ist nichts mehr zu machen, hier müßte der Teufel höchstselbst ersaufen."

In plumpem Kahn nahten zwei Hechtfischer, das Fahrzeug mit weitausholenden Stangenstößen fortschiebend. Durch das Schreien, das Händewinken der am Ufer Stehenden geleitet, machten sie an der Unglücksstelle Halt, begannen langsam, gemessen ihre Bootshaken einzusenken. Sie arbeiteten in finsterer, gewissenhafter Ruhe. Endlich tat der eine, zum Gefährten gewendet, einen halblauten, sachverständigen Ausruf. Beide knieten, weit auslangend an der Breitseite des Bootes. Dieses schwankte, hob sich wieder und strebte zum Ufer zurück. Durch den Dunstkreis der bunten, verschwelenden Papierlaternen schritt der eine der Fischer, eine schmale, triefende Last in den Armen tragend.

Die Mehrzahl der Gäste war verstoben; halb vor Grauen, halb unter der Wirkung des Rausches, der Geschehenes übertäubt, der das Fliehen von einer Unglücksstätte leichter macht. Selbst die wenigen Zurückgebliebenen rangen unter der Qual nutzloser, wertloser Beileidsbeteuerungen, suchten nach Gelegenheit zum Ent-

weichen. An den Leutnant wagte sich keiner, der saß, das Gesicht in die Hände vergraben, auf seinem Platze an der Festtafel, und wenn er sich, wildblickend, emporrichtete, so geschah es nur, um mit zitternder Hand ein Weinglas voll Kognak nach dem andern hinabzustürzen. Aus dem Innern des Hauses drang das Schreien Brigittens, die unter den Händen der Mägde in Weinkrämpfen lag. Das vertrieb die letzten Gäste, sie nahmen Brentabor mit sich fort. Vor der Saaltür standen schweigend die Fischer. Sie warteten. Der Klang von Silbermünzen erscholl, dann entstand gereizter Wortwechsel. Brentabor, bis zum Ende sich selbst getreu, feilschte um den Bergelohn. Endlich verhallte der schwerfällige Schritt der Fischer über den Fliesen.

Man hatte Juttas schlanke Hülle auf einen Tisch gebettet und ein paar Kissen unter das leblose Haupt geschoben. Keiner wehrte Wendland, als er sich in wildem Schmerze über die Entseelte warf. Ihre Augen waren fest geschlossen, das Sumpfwasser rieselte aus den durchtränkten Prunkgewändern, in ihrem gelösten Haar schimmerte, gewaltsam abgetrennt, eine bleiche, spitze Seerosenblüte. Um Juttas zarten Mund lag schon ein kühler, feiner Moderhauch, doch ihre blaßroten Lippen lächelten so sonnig, als hätten sie ein großes glückseliges Geheimnis gewußt und es auf Erden auszuplaudern vergessen.

Draußen fuhr hastig der Wagen des Sanitätsrats vor. —

Wendland war in die Einsamkeit des Dachzimmers zurückgeflüchtet. Schwere Schauer schüttelten ihn, seiner bemächtigte sich ein Gefühl des Verlassenseins, so gren-

zenlos, wie die Seele es empfinden mag, wenn es finster wird und die Wasser des Todes heranbrausen. Es trieb ihn, einen Halt zu suchen; wankenden Schrittes tastete er sich hinüber zu dem alten Fernrohr, dem Arbeitsgefährten. Um den schwebte etwas vom Geiste des gestorbenen Vaters und Führers, hier war er nicht so ganz verlassen, hier auf der Holzverschalung hatte noch vor Tagen Juttas geliebte Hand geruht.

Er setzte sich auf den Schemel, der Tränen nicht achtend, die ihm vom Gesicht flossen, und gab dem Instrumente die altgewohnte Richtung, am Algol vorbei, hinwegschweifend über die Plejaden.

Die Nacht war schwül und unruhevoll, von der Erde stieg trüber Dunst, über den kühlen, tiefklaren Himmel stob ein ungewöhnlich reicher Meteoridenfall.

Plötzlich straffte sich Wendlands zusammengesunkene Gestalt; jeder Nerv seines Körpers spannte sich in atemlosem Beben.

Hinter drei flimmernden Sternchen, die in der Ferne standen wie ein kleines hell blitzendes Dreieck, bahnte sich junge, nie geschaute Helle. Dort wuchs ein Ereignis heran, eine Macht, die in starkem Emporkommen Nebelhüllen von sich streifte, Staub und stiebende Schatten vor sich hertrieb.

Über dem freundlichen Wahrzeichen, dem kleinen, flimmernden Sternendreieck, tagte auferblitzend in stechendem Glanze ein winziger Punkt, emporsteigend, zum Lichtfünkchen sich gestaltend, im Silberlicht der Neugeburt auf dem goldenen Asteroidengetümmel heranziehend, ein heller, weißleuchtender Planet.

„Mein Stern.“ Wendland sprach es gelassen. „Ich wußte, du würdest kommen.“ Er legte das Gesicht in die Hände, sprach ein kurzes Gebet. Als er sich aufrichtete, lag auf seiner durchfurchten Stirn ein ruhiger Glanz. In Ruhe auch begab er sich daran, die Fessel scharfer Messung um den Gefundenen zu schlingen. Dann hub er an, Telegramme zu entsenden, Freunden zugedacht, die in der Welt verstreut, an den Sternwarten von Sydney, Odessa, Straßburg, Heluan lebten und wirkten. Bald häuften sich auf seinem Tische Depeschenformulare. Deren letztes trug als Kopfschrift eine lakonische Zahlenreihe, Deklinations-, Rektaszensionsbestimmung. Daran schlossen sich wenige Worte. Sie lauteten:

„Privatdozent Wendland, Astronomische Zentralstelle Kiel. Planetoid gefunden. Stern heißt Jutta.“

Er raffte die Papiere zusammen, schritt die Treppen hinab, ließ seine Habe stehen, liegen. Unten waltete schon die Totenfrau polternd ihres Amtes. Er wandte den Kopf nicht zurück, bald lagen die schlafenden Gassen hinter ihm. Er strebte der Großstadt zu; an der Landstraße wallte im Nachtwinde das schnittreife Korn, Wohlstand bedeutend und Gewinn, der ringenden Welt als Preis harter Arbeit geschaffen. Fortan bot sich auch ihm mühelose Kost. Er kehrte ins Leben zurück, ein Gewordener, ein Reicher, doch er freute sich dessen kaum. Denn den gelüstet es nicht, fröhlich noch sonderlich lange vom Lebensbrote zu essen, der sein Herz den Sternen vermählt hat, dem Zukunft und Heimat am Himmel flammen.

Des Bettlers Weihnachtsgabe



An dem Strome, der schwarze, Treibeis führende Wassermassen durch die Winternacht wälzte, hoben sich ragende Mauern, düstere Speicher, finstere Mühlenwehre; hinter diesen lag, in einen trüb rötlichen Dunstkreis gehüllt, die Großstadt. Flackernde, windgequälte Gasflammen überquerten in Reihen den Strom, scharf gedehnte Umrisse mächtiger Brücken bezeichnend, vor deren Schutzpfeilern die Schollenmassen sich knirschend aufstauten. Um die Ecken der Straßen flogen kalte, mit Schneeflocken vermischte Regenschauer, über die triefenden Dächer schnob in gewaltigen Stößen der Wasserwind. Er wirrte das tiefe Geläut der schwingenden Weihnachtsglocken und führte in brausender Flucht die flatternden, vielstimmigen Akkorde hinaus in die schwarze Christnacht.

Hinter den hellen Fensterscheiben strahlte Silberlicht von großen und kleinen Bäumen, durch alle Häuser begann der Weihnachtsengel zu wandern. Im Palaste des Börsenfürsten hellte elektrisches Licht den Bescherungssaal, auf damastschimmernder Tafel lag breit, wie durchtränkt von der weißen Glut seiner lichtsprühenden, eiförmigen Funkelsteine, ein schwerer Brillantschmuck. Er erschien vortrefflich geeignet zur Belastung eines behäbigen, reifen Frauenhalses. Daneben befanden sich Teller mit geschlossenen Briefkuverten, diese enhielten Sichtwechsel zu hohem Betrage und waren für die Söhne des Hauses bestimmt. Auf solche Art blieb das lästige Forschen nach passen-

den, dem Verlangen des einzelnen entsprechenden Fest-
geschenken erspart, dafür stand einem jedem es frei, seine
jeweiligen Wünsche auf eigene Hand zu befriedigen. Es war
dieses eine vorzügliche, wirklich praktische Bescherungs-
methode, zumal sie nicht viel Zeit in Anspruch nahm
und dem Familienoberhaupte Gelegenheit bot, sich zeitig in
seine Gemächer oder seinen Klub zurückziehen zu können.

Weiter drüben, am Markte, lag die Front eines Patri-
zierhauses in breitem Lampenschimmer; der Türsteher,
mit dichtem, vermummendem Mantel angetan, hatte die
Torflügel, anfahrender Wagen harrend, geöffnet. Oben
durchzuckte Kaminglut ein weites, durch Aufstellung
kleiner Tische zum Spielzimmer eingerichtetes Gemach.
Der Hausherr, wehrhaft von Gestalt, mit breiten Zügen,
die ein kurzer, eisgrauer Bart umschloß, erhob sich vom
Stuhle, indessen sein Gegenüber, ein Prediger in schwar-
zem Summar, mit allen Merkmalen gespanntester Er-
wartung zu dem Redenden emporsah.

„Wie bereits ich bemerkte, lieber Herr Pfarrer", schloß
der Kaufherr seine Rede, „steht meiner Firma, dank des
Zusammentreffens tief angelegter, weitverzweigter Kom-
binationen, deren Erörterung nicht hierher gehört, ein
besonders günstiger Jahresabschluß bevor. Da zudem"
— hier wurde das Antlitz des Sprechers abstoßend hart —
„meine Söhne, weil sie sich frühzeitig der Autorität ihres
Vaters zu entziehen gewußt, an meinem Vermögen
keinen Anteil mehr besitzen, so erscheint es der Stellung
meines Hauses nur angemessen, daß ich einen Teil vor-
erwähnter Überschüsse zu gemeinnützigen Zwecken sowie

zur Verschönerung unserer allgeliebten Vater- und Handelsstadt anzuwenden gesonnen bin. Empfangen Sie somit, Herr Pastor, gegen gefällige Quittierung des Betrages, einliegende Summe, welche zum Ausbau der neuen Gemeindekirche bestimmt ist. Ich hoffe, daß dieses Weihnachtsgeschenk Ihnen die Möglichkeit gewähren wird, alle zu besagtem Zweck ein wenig aufdringlich betriebenen Sammlungen nunmehr abzuschließen.“ Und während der Pastor laut preisend mit erhobenen Händen dem reichen Manne folgte, schritt dieser, seinen eintreffenden Gästen entgegenstrebend, dem Saale zu. Es kamen ältere Herren, die an Würde, an Formen, ja selbst ein wenig an äußerer Gestalt, ganz ohne Zweifel jedoch an kaufmännischer Bedeutung dem Gastgeber verwandt erschienen. Dieser nahm Platz an der reichbesetzten Tafel, deren Silberpracht, deren Orchideenflor in die Augen stach; aber obwohl der Pastor den Ehrenplatz einnahm und der Saal prächtig geschmückt war, fehlte im Hause nur eines: der Christbaum.

Dafür brannte dieser um so heller in anderen, weniger prunkvollen Wohnungen, deren lichte Fensterreihen in allen Stockwerken der einander kreuzenden Straßen und Stadtviertel von herzlicher, froher Familienfeier sprachen. Freilich waren die Gaben keineswegs kostbar zu nennen, bestanden sogar in den meisten Fällen nur aus nützlichen, zum täglichen Gebrauche bestimmten Gegenständen; allein höheren Wert erhielten sie dadurch, daß sie von sorgsam erspartem Gelde angeschafft waren, daß liebevolle Fürsorge den Einkauf geleitet und oftmals nur

heimliche Entziehung kleiner Lebensgenüsse diesen ermöglicht hatte. Über den einfachen Stoffen, dem dauerhaften Hausgerät, dem bescheidenen Spielzeug lachten dennoch rote Äpfel, braune Weihnachtskuchen in reicher Fülle, und überall, bis in die Küchen, die Dienstbotenkammern hinein gab es Lichterglanz, Tannenduft und frohe Gesichter. Der warme, beseligende Drang, anderen Liebes zu erweisen, erfüllte heute die nüchternen Herzen, die Freude am Schenken trieb die Menschen lebhafter zueinander, und gleichsam als seien die hellen Häuser für ihn zu klein geworden, pflanzte sich dieser Drang aus ihnen fort auf die Straße, sich überall dort betätigend, wo Menschen im Treiben der unwirtlichen Winternacht aufeinander trafen.

Es war ein Vagabund, in schäbigem, mit Flicken bedecktem Rocke, der gebeugten Ganges einherkam. Seine Erscheinung ließ deutlich erkennen, wie wert ihm eine Gabe gewesen wäre, allein er mochte nicht betteln, und weil er wüst, elend, abstoßend aussah, dachte keiner daran, ihm eine Münze zu reichen. Auch wurden die Vorübergehenden seltener, neue Regenschauer überwuschen das schwarzglänzende Pflaster, und der ziellos dahinwankende Mann schauerte heftiger in seinem fadenscheinigen Wamse. Aus einer Kellertür drang rotes Laternenlicht trüb durch den Nebel, vor dem Eingange stand eine führerlose Droschke, das abgetriebene Pferd ließ den plumpen Kopf regungslos hängen. Unten im Schenkkeller zechte der Kutscher mit einem angetrunkenen Fahrgaste, ein paar einsame, schäbig aussehende Gesellen saßen stumpfsinnig hinter ihrem Glase. Der Vagabund näherte sich und sog

gierig den fetten Speisegeruch ein, der aus der Küche in das Schenkzimmer drang. Er griff sorgsam in die Tasche und zog einige Kupfermünzen hervor, allein ihr Betrag mochte wohl nicht ausreichen zur Beschaffung einer Mahlzeit, denn der Wirt schüttelte auf eine vermutlich in diesem Sinne gestellte Anfrage mit dem Kopfe. Da holte der Abgewiesene eine platte Flasche hervor, ließ diese mit Branntwein füllen und verließ die Schenke. Draußen angelangt, setzte er die Flasche an den Mund und schluckte krampfhaft, hastig — das tat gut. Der Fusel rann ihm heiß durch den müden, frierenden Körper. Um das Wärmegefühl länger festzuhalten, setzte er sich auf einen Haufen Bretter und zog die Knie unter das Kinn hinauf. Es war spät geworden, ihm gegenüber in einer Marktbude bereitete ein Händler, der noch vereinzelter Kunden harren mochte, seinen Kindern die ärmliche Bescherung. An einem Tannenzweige prangten fünf Lichter neben vereinzelten Äpfeln und Nüssen, darunter lagen Fragmente einiger Pfefferkuchenmänner. Dennoch waren die Kinder zufrieden und fröhlich. Der Vagabund sah von weitem der bescheidenen Feier zu; seine Gedanken flogen zurück zur Vergangenheit, und sein Kopf senkte sich tiefer herab auf die spitzen, frostbebenden Knie.

Er hatte sich seinen Weihnachtsbaum durch eigene Schuld ausgelöscht. Einst war er ein fleißiger, geschickter Arbeiter, ein glücklicher Gatte und Vater gewesen. Schlechte Gesellen hatten ihn zu Müßiggang und Spiel verleitet, auch waren es wohl verborgene Sündenkeime, die plötzlich in ihm zum Durchbruche gelangen sollten.

Er beging eine schwere Verirrung, für welche die menschliche Gesellschaft ernste Sühne fordert. Die Tat ward entdeckt, er selbst aus den Armen seiner entsetzten Frau in Untersuchungshaft geführt. Nach Monaten peinvollen Bangens erging über ihn der Apparat einer öffentlichen Gerichtsverhandlung; sie endigte mit seiner Verurteilung zu mehrjähriger Haft. In der Gefängniszelle erfuhr der Gebrochene, daß sein Kind gestorben sei, und daß die Frau, unfähig, dem Verbrecher zu verzeihen, ihre Scheidung eingeleitet habe. Dem endlich Entlassenen blieb trotz redlichen Strebens das Glück abhold. Er erkrankte, verfiel in Trunk und Elend; sehr tief empfand er, wie schnell es mit ihm abwärts gegangen war.

Nun blickte er still hinüber auf den fremden Christbaum, dessen ärmliche Lichter niederzubrennen begannen. Der Regen hatte nachgelassen, und daher geschah es wohl, daß eine spärliche Zahl eilender, verspäteter Käufer noch einmal die matt erleuchteten Budenreihen belebte. Vor diesen und den übriggelassenen armen Herrlichkeiten, die sie bargen, standen mit verlangenden Blicken Kinder, denen es deutlich anzusehen war, daß ihrer daheim keine Bescherung warte. Sie betrachteten sehnsüchtig die warmen Tücher, die Pfefferkuchen und die hölzernen, steifen Dreierschäfchen. So spät es war, und so eilig die Menschen es haben mochten, schien doch die echte Weihnachtsstimmung noch einmal Platz greifen, die Gebelust noch einmal aufflammen zu wollen. Vorübergehende, die wohl jubelnde Kinder im eigenen Heim wußten, neigten sich freundlich zu den kleinen Enterbten

und ließen ihnen eine Gabe, die auf den leidvollen Gesichtchen jenen Freudenschimmer wachrief, welcher an seligen Abglanz der großen, über allen Menschen waltenden Gottesliebe gemahnt. Der müde Mann freute sich des Glückes der Beschenkten und lohnte von seinem Platze aus den Gebern, als hätten sie es bemerken können, mit schwachem, beifälligem Kopfnicken. Könntest auch du schenken, dachte er still bei sich, einmal noch jemandem ein Gutes tun! Ach, auch dieses Recht hast du dir verscherzt gleich allem übrigen. Und Hochmut plagt dich obendrein; willst schenken, derweil du selbst der allerärmste, elendeste Tropf bist. Möcht' wohl ein jeder zu stolz sein, von dir etwas anzunehmen. Wenn es nur nicht so bitter kalt wäre, unterbrach er sich, von seinem Sitze herabgleitend. Auch mit dem Hunger ist's gar so arg heute, fast nicht mehr zum Ertragen.

Er ging eine Strecke weiter und gelangte an das Ende der Budenreihe. Dort verlor sich die Straße zwischen öden Bauplätzen und Lattenzäunen; in einer Schutzecke der hohen, verwitterten Gartenmauer stand ein steinernes Bildwerk. Es stellte die Gottesmutter mit dem Jesusknaben dar; vor ihm brannte die letzte Gaslaterne der Vorstadt. In ihrer Helle hemmte der Vagabund den Schritt und zog seine Schnapsflasche hervor; er wollte den Hunger täuschen, den Frost umbringen, für ein paar Stunden seines Elends ledig werden. Hastig hob sich die Flasche zum Munde, allein ehe die verklammten Finger ihre Arbeit vollbracht, hielt er auf halbem Wege inne. Sein müdes Gehirn hatte unbewußt nicht auf-

gehört, der Vorstellung des Schenkens nachzuhängen, an ihr festzuhalten, sich in sie zu vertiefen mit einer eigenartigen, hellseherischen Kraft. Dem Bettler blieb es vorbehalten, zu der Erkenntnis durchzudringen, die den meisten satten und reichen Leuten der Großstadt abging, der Erkenntnis, daß Schenken ein Opfer bedeute, daß es Liebe vereinen müsse mit Entsagung. Frierend drückte der Bettler unter einem neuen Regengusse sich an die Mauer; während er die Füße mit dem durchlöcherten Schuhwerk abwechselnd in die Höhe zog, um sich vor Nässe zu schützen, hielt er die verführerische Flasche unschlüssig umklammert. Deutlich, zwischen Bangen und Freude schwankend, erkannte er, daß es ein Geschenk noch, ein Opfer gebe, welches auszuüben ihm nicht benommen sei; er wußte auch mit einem Male, wer nicht zu stolz sein werde, die Gabe anzunehmen. Während drüben in der Großstadt die Weihnachtslichter niederflammten, brachte auch der Bettler sein Geschenk dar und schüttelte mit einem scheuen, demütigen Blicke den Branntwein, sein letztes Labsal, vor dem Bilde des Christkindes in den Schnee.

Die Kiesgrube



Es war ein Tag zwischen Loire und Jura. Fern hinter welligen Hügelketten schob sich das neugebildete französische Korps in Stellung, dessen Flanke deckten zwei Halbbrigaden, hier auf Vorposten lagerte, in leicht ansteigendem Gelände, ein Bataillon.

Die Sonne schien warm auf die nassen, räderdurchfurchten Felder, in den Hohlwegen sackte sich zusammenschmelzender Schnee mit braunen, krustigen Rändern.

Drunten, am Kreuzpunkt der Straßen, lag ein Wirtshaus, dahinter, in seichter Talmulde, das Dorf. Vor der Kirche hatte man die Nußbäume gefällt, so daß sie als Verhau den Dorfeingang sperrten.

Sonst bot das Gelände ein Bild des Friedens, nichts schien auf nahe Kriegsgefahr zu deuten, es gingen sogar Gerüchte, daß die Deutschen irgendwo, zwischen Belfort und der Lisaine, eine Niederlage erlitten hätten. Vom Feinde sei nichts zu befürchten, und Ruhetage ständen in Aussicht.

Des freuten sich die Leute des dritten Bataillons, denn die meisten waren kriegsmüde, und ihre vernachlässigten Monturen, ihre lärmende, schlechte Haltung zeugten reichlich davon, daß der Feldzug bisher für sie aufreibend, unheilvoll gewesen war.

Oben am Feldsaum lag eine Kiesgrube, die Abfallstätte des Dorfes. Dort scharten sich Mannschaften, Mobil-

garden und Liniensoldaten im Durcheinander. Seitwärts, noch eben zwischen den zertrümmerten Rädern hängend, stand ein gestrandeter verlassener Marketenderkarren. Den hatten die Soldaten erbrochen und beraubt; weitumher lagen Sardinenbüchsen, Kistendeckel, fettige Papierreste. Ein halbgefülltes Fäßchen erfreute sich des regsten Zuspruchs, doch hatten sich des Schatzes ein paar energisch aussehende Kerle bemächtigt, die eine Art Schenkpolizei ausübten.

Jetzt war ein beliebtes, volkstümliches Spiel im Gange; mit verbundenen Augen kniete einer und gab seine Kehrseite preis, auf diese schlugen einzeln, in Reihenfolge die Kameraden, natürlich in derber Weise. Der Blinde hatte zu raten, von wem der Schlag gekommen: nannte er den Täter, so mußte der die Stelle des Geschlagenen einnehmen.

Jetzt fiel ein Hieb von besonderer, klatschender Wucht; der Getroffene sprang empor und rieb wutschnaubend seine krapproten Hosen. „Das war Betrug,“ schrie er, indessen die andern vor Wonne brüllten, „ihr habt nicht mit der Hand gehauen, sondern mit einem Riemen! Ja, mit deinem Leibriemen, du verdammter Hund“, fügte er hinzu, einem hageren, grinsenden Infanteristen sofort an die Kehle springend.

Andere suchten wegzureißen, zu vermitteln; im Umsehen entstand eine erbitterte Prügelei.

Hundert Schritte davon schlenderte, im Kapuzmäntelchen und rotem goldverschnürten Käppi, ein Leutnant. Als er den Lärm vernahm, zog er eine Landkarte aus der

Tasche und begab sich, eifriges Terrainstudium vorschützend, aus der Nähe der Streitenden.

Auf einmal erhob sich unfern des gestürzten Marketenderkarrens hinter einem Schutthaufen ein schmutzbedecktes Tier. Es war ein großes, abgezehrtes Pferd, das infolge seiner schrecklichen Magerkeit noch größer als gewöhnlich erschien. Unter dem schäbigen Fell zeichneten sich die Rippen wie Tonnenreifen, am Vorderbein trug es eine große unförmige Geschwulst, die von Schlägen oder von vernarbendem Knochenschuß herrührte.

Zutunlich und wohl halb verhungert schleppte es sich bis zu den Streitenden und begann die zerbrochenen Kisten nach etwas Stroh zu durchsuchen.

Die Erscheinung war eine derart unvermutete, kläglich komische, daß sich der Zank legte und ein allgemeines Gelächter entstand. Die schlechtesten Witze wurden laut.

„Der sieht ja aus," hieß es, „als ob Mittfasten und Karfreitag zusammenfielen."

„Das ist des Teufels Rosinante," schrie ein anderer, „die schickt uns Satan zum Spazierenreiten."

„Paßt mal auf", sprach ein kleiner, stämmiger Kerl, indem er den Leibgurt lockerte und die Mütze in den Nacken schob.

Er nahm einen Anlauf und sprang von hinten auf das Tier, das gesenkten Kopfes dastand. „Hü, Alter!" rief er, indem er die mageren Weichen mit den Hacken bearbeitete. „Linksgalopp, marsch!"

Das alte Geschöpf, seines Zeichens offenbar ein ausgedientes Militärpferd, verstand zum Jubel der An-

wesenden die Aufforderung und versuchte willig, trotz seines geschwollenen Beines, ein paar humpelnde Galoppschritte zu tun.

„Wir wollen mitreiten," riefen einige, als das Gelächter sich gelegt hatte, „auf dem Kamel haben wir alle Platz."

„Wartet mal," sprach einer, „wir wollen Faschingsumzug halten."

Er holte aus dem Marketenderkarren eine schmutzige Frauenhaube mit flatternden Bändern und stülpte sie über die trübseligen, baumelnden Pferdeohren. Unterdessen hatten drei, vier andere den Rücken des Pferdes erklettert.

„Brrr, Alter — hü, nun vorwärts!"

Aber das kranke Tier bewegte sich nicht, nur seine Beine zitterten unter der Last. Das Stillstehen erregte Hohnrufe und Zorn. „Spaßverderber, willst du oder willst du nicht?" Hiebe begannen zu hageln.

Das Pferd tat eine letzte Anstrengung und stand abermals still. Nun sprangen etliche erbittert hinzu, Fußtritte polterten zwischen die hageren Weichen.

„Laßt doch das Tier in Frieden", bat ein kleiner Rekrut, der die Quälerei nicht mehr ansehen mochte.

„Was ist gefällig, Monsieur Schnêtz, Monsieur Pierre Schnêtz?" höhnte ein langer Moblot. „Sollten Sie vielleicht in Ihrer Heimat zu den Ehrenmitgliedern des Tierschutzvereins zählen, hochgeehrter Monsieur Schnêtz?"

Und alle wiederholten im Chor: „Monsieur Schnêeeets" —

Dem kleinen gehänselten Elsässer war vor Erregung das

Weinen nahe. „Man quält doch Geschöpfe nicht ohne Grund zu Tode, das da hat sein Lebtag schwer gearbeitet — und dann hat das alte Tier ja doch auch schließlich einmal eine Mutter gehabt —"

Der einfaltsvolle Einwand weckte eine brüllende Lachsalve.

„Sollte man nicht meinen," rief der hagere Moblot, „daß ihr elsässisches Bauernpack mit euren Haustieren aus einem Troge freßt? Wenn du nicht mitmachen willst, so scher dich zum Teufel, dummer Rekrut. Geh in den Stall und trink Brüderschaft mit den Ochsen. Ihr andern vorwärts — hü, Schindmähre!"

Aber die Mähre war nicht vom Fleck zu bringen. „Holt einen Knüppel und schlagt vor die Schienbeine", riet einer, der früher Sandfuhrmann gewesen war.

Gesagt, getan, doch die Kreatur rührte sich nicht; aus dem schmierigen Fell brach dicker Schweiß, die Augen wurden gläsern, trübe.

„Was geht hier vor sich?" rief eine zornheisere Stimme. „Seid ihr französische Soldaten oder feiges Marodeurgesindel?"

Vor den Überraschten stand ein ältlicher, untersetzter Herr in bürgerlicher Kleidung. Ihm folgte, säbellos, das Reitstöckchen im Stiefel tragend, ein Verwaltungsoffizier. Man merkte es ihm an, daß er trotz seiner Epauletten sich nur ungern in die Nähe der Soldaten gewagt hatte.

Das Erstaunen der anfangs Überraschten legte sich gar bald; den Offizier beachteten sie nicht, um so mehr widmeten sie dem alten Herrn ihren Spott.

„Was verschafft uns die Ehre Ihres Besuchs?" rief einer, sich breitspurig auf seinen Knüttel stützend.

„Guten Tag, Herr Bürgermeister", sprach ein anderer mit tiefer Verbeugung. „Sie wollen uns wohl wegen Störung der Sonntagsruhe belangen, und der Mehlsack dort hinter Ihnen soll das Protokoll aufnehmen, he?"

„Sie tragen Offiziersabzeichen", herrschte der alte Herr seinem Begleiter zu, „und wissen nicht, sich Respekt zu verschaffen? Mein Gepäck blieb zurück, und ich habe Zivilkleider am Leibe, sagen also wenigstens Sie der Bande, woher wir kommen, und daß —"

„Wäre gegenüber dieser Stimmung der Leute und in diesem Augenblick völlig unnütz", entgegnete der andere achselzuckend, leise.

Dann, als er bemerkte, daß immer mehr Soldaten sich scharten und die Kiesgrube füllten, ließ er seine Stimme anschwellen. „Das sind übrigens brave Troupiers und gute Kameraden", rief er im Brustton väterlichen Wohlwollens. „Nur manchmal etwas ausgelassen, im ganzen aber wirklich brave, gute Kinder. Sie wissen und fühlen es, der Stolz und die Hoffnung Frankreichs ruhen auf ihnen —"

Ein johlendes Gelächter lohnte die Redewendung. „Wir verbitten uns dein Lob, du Speckmade. Halte den Mund und spare deine Mühe. Was habt ihr übrigens hier zu suchen? Macht, daß ihr fortkommt, und haltet uns nicht auf. Gleich geht der Schnellzug weiter. Einsteigen, meine Herrschaften, einsteigen!"

Der lange schwarze Kerl hatte den Ruf getan, indem

er sich gleichzeitig wieder dem ermatteten, keuchenden Pferde näherte. Doch auch der alte Herr trat dichter heran. „Wer die Hand noch einmal gegen dieses Geschöpf hebt," rief er, dem Moblot fest ins Gesicht sehend, „ist kein Soldat mehr, sondern ein Schuft und ein Feigling."

„Feigling du selbst", schrie der Hagere haßerfüllt. „Und weil dir an dem Tier gar so viel zu liegen scheint, so sollt ihr beide eure Bescherung kriegen. Da —"

Er hatte rasch eine Zaunlatte erhoben, sprang auf das Tier zu und schlug es mit voller Wut zweimal über den Kopf.

Es warf den Hals matt in die Höhe und blieb noch aufrecht stehen, auf zitternden Knien. Ein Auge lief ihm, ausgeschlagen, langsam über den hängenden Kopf; es starb noch immer nicht.

Der alte Herr hatte sich aufgereckt, die Adern schwollen ihm in den Schläfen, in seiner Hand lag plötzlich ein schwerer Armeerevolver. Erst schien es, als wolle er dem Schurken, der den Schlag getan, einen Schuß ins Gesicht brennen; dann aber wandte er sich zu dem alten Pferde, streichelte es und jagte ihm kurzweg die Kugel durchs Gehirn. Es fiel zusammen und streckte sich.

Jetzt waren es die Schreier, die mit offenen Mäulern dastanden. Etliche drückten sich und rissen ehrenhalber ein paar erzwungene Witze; die schlimmsten jedoch, die für den enttäuschten, wutfahlen Mobilgardisten Partei genommen, rafften Zaunlatten auf und wollten dem Fremden zu Leibe.

Da erschien, von den Offizieren abgesandt, ein alter, mit

Denkmünzen bereihter Sergeant, ein Auvergnate. Unter gräßlichen Flüchen trieb er seine Leute auseinander. Dann die Backen aufblasend, maß er den Angekommenen. „Verhaftet, folgen Sie mir zum Kommandanten!" sprach er barsch.

Aus den Straßengräben hinter den Scheuntoren reckten Mannschaften die Hälse empor, betrachteten neugierig den Vorgang. Sie bildeten Reihe, die Hände in den Kapotttaschen, die Zigarette im schlaffen Mundwinkel. Etliche Spaßvögel tauschten in langgezogenen Diskanttönen ihre Bemerkungen.

Plötzlich steckte einer die Finger in den Mund und tat einen gellenden Pfiff. Die Andeutung ward sofort begriffen. „Achtung, ein Spion! Ein verkleideter Preuße! Ja, wenn wir stets verraten werden, was hilft dann aller Mut? Armes Frankreich!"

Durch die dunkelnden Dorfgassen wälzte sich, fortwachsend, der häßliche Ruf: „Spion! Spion!".

Der kleine Gefangenentransport erreichte den Gasthof. Über dem Treppengang machte der Sergeant Halt und klopfte mehrfach. Nach kurzem Harren öffnete sich die Tür; eine dralle Schenkmagd, ein paar Teller nebst geleerten Flaschen tragend, floh kichernd aus dem Zimmer. Drinnen stand, vor einem halb abgedeckten Tisch und einer von vergossenem Rotwein fleckigen Feldkarte, der Kommandant.

Er schnob den Unteroffizier an, bedeutete ihn, sich nebst seinem Begleiter davonzuscheren; der alte Herr jedoch drängte den Sergeanten gegen die Tür, zog eine Brief-

tasche und erzwang sich, mit dem Fuß aufstampfend, Gehör: „Bisher Kommandant der Marineinfanterie zu Brest. Durch Befehl des Diktators einberufen und mit folgendem Kommando betraut —"

Ein Knittern von Papieren, das Umstürzen eines heftig zurückgeschobenen Stuhles, dann aufsteigende, kurze Auseinandersetzung, beherrscht durch eine zornige, scharf klingende Stimme, die jede Entgegnung zurückwies.

Unten rasselten und hielten ein paar Gepäckwagen. Begleitung energisch zurückweisend, verließ der alte Herr das Gasthaus, nahm aus der Hand eines Trainsoldaten blaulibellierte Papiere, las sie beim Schein aufflammender Streichhölzer und bestieg eines der Gefährte. Dann verschwand der kleine Zug eilig, auf holperigen Wegen, mit schwankenden Laternen, in der Nacht.

Droben, gestiefelt über dem Bett liegend, schlief der Kommandant einen wüsten Schlaf. Bei den Feldwachen herrschte Getöse, Flammenstöße lohten winddurchfacht. Auf dem brandroten Hintergrund hoben sich die Umrisse tanzender, mimender Soldaten.

Die Kiesgrube war verlassen, in ihr lag die riesenhafte, beulenbedeckte Gestalt des verendeten Pferdes. Wohlig, wie glücklich, endlich rasten zu dürfen, streckte es die unförmlichen geschwollenen Beine. Der Mond war aufgegangen, bestrahlte die Ackerschollen, streifte jede Kuppe. Er kroch endlich langsam über das tote Tier und weckte in dessen glasigem Augenwinkel ein grünes, tückisches Leuchten.

* * *

Der Morgen dämmerte bleifarbig; der Schrei versprengter Hähne scholl von den Gehöften. Plötzlich entstand links in den Feldern ein flackerndes, jäh abreißendes Gewehrfeuer. Daß dort etwas nicht in Ordnung, könnte ein Laie wissen. Doch die Schläfer im Dorf denken nicht an Gefahr; der Feind ist noch weit, sie haben Ruhetag. Sie recken sich, schimpfen über falschen Alarm.

Doch schon ist das Dorf voller Feinde. Ulanen preschen durch die Hauptgasse, stechen und schlagen auf alle ein, die halbbekleidet aus den Quartieren stürzen. Dann verschwinden sie spurlos wie toller Spuk, nur am Dorfsaum, in den Häusern, hat sich eine starke Abteilung eingenistet und knattert aus trefflicher Deckung ihre zähe Morgenreveille. Zum Straßenkampf ist's nicht Zeit, die überfallenen Kompagnien hasten und fluten dem entgegengesetzten Ausgang des Dorfes zu.

„Sammeln!" tönt das Kommando. „Hinein in die Kiesgrube! Sammeln!"

In die Kiesgrube drängt sich die Menge, doch drinnen sieht es nicht schön aus. Zwischen den Überresten der gestrigen Feier, zwischen Sardinenbüchsen und Flaschenscherben liegt das tote Pferd. Es erscheint, steifknochig hingestreckt, manchem noch riesiger, als es bei Lebzeiten gewesen. Auf seine erstarrten Lefzen, aus denen die langen Zähne hervortreten, hat der Tod einen halb fürchterlichen, halb befriedigten Zug geprägt, als wolle es sagen: „Seht her, ihr andern. Mein Teil an Lebensnot habe ich überstanden. Ihr aber wißt nicht, was noch

kommen kann. Ich habe Ruhe und bin gut daran, besser vielleicht als ihr."

Ist es die frühe Morgenstunde, ist es die Nähe des Feindes — manchen befällt würgendes Unbehagen.

Fern im Vorlande werden kurze graue Linien sichtbar, die sich schußlos heranschieben, auftauchend und versinkend.

„Die Kiesgrube halten!" schreien die Offiziere.

Aus der Mulde fluten Schützenschwärme und hüllen sich sofort in ein heftiges, weitstreichendes Chassepotfeuer.

Gegenüber, auf morgenhellem Hügelzug bewegen sich kleine dunkle Häuflein, durch Zwischenräume getrennt. Von denen steigt plötzlich eine Trichterwolke auf. Herüber, doch hoch über die Stellung, viel zu hoch, kommt eine Granate. Im Waldsaum zwischen den schwarzen Fichtenzweigen verstirbt sie mit Prasselschlag, in kupferfarbiger Lohe.

„Schlechtes Zeichen", urteilt der alte Sergeant, der neben seiner Flügelrotte liegt. „Die drüben sind uns näher am Leibe, als sie's wissen."

„Teufel, die saß!"

Ein Kompagniechef, der abends vorher vergnügt dem Spionenfange zugesehen, fliegt vom Eisenschimmel, bleibt als hingespritzter Farbenfleck zwischen den Lehmschollen liegen. Aus der Schützenkette zurück rennt einer der ärgsten Schreier von gestern; er rennt wie irrsinnig, die zerschmetterte, baumelnde Kinnlade mit den Händen stützend.

Zwei andere Granaten folgen in sekundenscharfem

Intervall; beide sind bösartige Treffer. Ein Halbzug taumelt, durch Luftdruck und Splitterschlag zersprengt, durcheinander; aufgestörte Schützenschwärme weichen trichterförmig nach rückwärts. Die feindliche Batterie, von Gegenfeuer unbelästigt, nutzt ihren Vorteil aus. Jetzt feuert sie Schrapnells; hoch am Himmel, Gewitterwölkchen gleichend, platzen die Geschosse, senden den Bleihagel schräg niederwärts, das Gelände scherend, Deckungen durchschlagend, Bäume schrammend.

Immer rascher hüllen sich die deutschen Geschütze in Dampf, immer regelmäßiger, mit unheimlicher Sicherheit kommen die Treffer herüber. Das fällt den Verteidigern auf die Nerven. Zu dumm, vor einer Batterie zu liegen, die sich eingegabelt hat, wie auf dem Übungsfeld! Hastig, viel zu voreilig wird die Kiesgrube geräumt. Im toten Winkel, hinter schußsicherem Höhenzug, sammelt sich das Bataillon. —

Es kam in rasch hergestellten Truppenverband, die Aufnahmebrigade ordnete sich zum Vormarsch.

Ihre Front entlang ritt der Stab. Adjutanten, ein Signalflaggenträger, von Dragonern umgeben. Allen voran ein kleiner untersetzter Herr in goldstrotzendem Käppi.

Als er vor das dritte Bataillon kommt, grüßt er nicht, sondern zügelt sein Pferd. „Gibt's unter euch einen anständigen Burschen, der Pierre Schnêtz heißt?"

Die Führer riefen die Frage weiter, der Name lief rückwärts durch die Kompagnien.

Aus der Front hastete, hochbepackt, ein kleiner Rekrut;

er wußte nicht, ob er belobigt oder ob er vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollte. Mit angefaßtem Gewehr, im Innersten erzitternd, blieb er vor dem Befehlshaber stehen. Der musterte ihn kurz, freundlich.

„Hast du Eltern? Ja. Nun wohl. Du meldest dich beim Furier und fährst sofort mit den Brigadeakten nach Lyon. Wenn du dann später — vielleicht bald — nach Hause kommst, so bleib ein braver Mensch und grüße die Alten von deinem General.“

Er trieb sein Pferd senkrecht auf das Bataillon zu, wendete dann, und ritt langsam, dicht vor den Gliedern, die Front ab. Er tat es wortlos, doch während er vorbeiritt, wurde er von den Meuterern erkannt; manchem begannen die Knie zu schlottern, manche Hand löste sich schlaff vom Gewehrkolben.

Als er vorbei war, ging ein Wispern durch die Reihen. Viele wandten sich mit Gesichtern, die käsebleich geworden waren, dem Nebenmann zu.

Doch schon hielt der Stab seitwärts auf einem Hügel. Der General hob nicht einmal das Fernglas, ein einziger Blick zeigte ihm die drohende Gefahr. Da war ein schwerer Flankenstoß im Werke, ja noch Schlimmeres. Südöstlich, meilenfern ballten sich kleine Traubenwölkchen, in der klaren Luft verfliegend. Kein Zweifel, dem aufmarschierenden, zusammengeschobenen Armeekorps drohte Umfassung; auch am rechten Flügel hatte der Feind angepackt. Doch das war nicht eigene Sache, dort mochten andere sorgen; hier hieß es einsetzen, rücksichtslos. Schon wand sich links, durch Terrainwellen, eine zweite deutsche

Batterie, auftauchend und verschwindend wie der Rücken einer kurzgegliederten Schlange. Schräg vom Dorfsaum her fegte der Dampf feindlichen Gewehrfeuers. Im Vorgelände sprangen Schützenschwärme heran, sich gefährlich verstärkend.

„Die Kiesgrube halten," entschied der General; „hier müssen wir stehen oder fallen."

Er atmete auf. Hinter ihm endlich kam hilfbereite Artillerie, die Geschütze im Sturzacker schlenkernd und schleudernd, die Pferde in den Sielen keuchend. Zwei bange Minuten, dann brach Schnellfeuer los, aufwütend, den deutschen Angriff niederzwingend, die gefährliche Lücke für kurze Zeit schließend.

Und doch zu spät — wahrscheinlich zu spät. Den Rand des Bruches umklammern, im Steinschutt liegend, die ersten dünnen Schwärme der feindlichen Schützen; die ringen nach Atem, keuchend hingestreckt, sich duckend unter der Wucht des nahen, rasenden Geschützfeuers, dabei doch kaltäugig nach Schußfeld für die Klappenvisiere spähend. Hinter ihnen, wie aus der Erde gewachsen, aufgelöste Kompagnien, unter Hurra mit dem Bajonett anlaufend.

„Die Kiesgrube!" schreit der General mit wetterleuchtenden, Unglück ahnenden Augen. „Die Kiesgrube wieder nehmen, sonst geht, Gott schütze uns, das Gefecht verloren."

„Die Kiesgrube? Herr General," gibt der Adjutant barsch zurück, „dort holt uns alle der Teufel. Das wird ein Massengrab —"

Ein Höfling war der brave Offizier niemals gewesen. Jetzt scheidet er, durch den Kopf geschossen, mit tiefer, spitzer Hofmarschallverbeugung vom Pferde.

Wie der General sich betroffen umsieht, gewahrt er leere Sättel und angeschossene, wild bockende Gäule. „Ja so! Zündnadelfeuer auf vierhundert Meter? Dann freilich —"

Er wendet sich und reitet, um seinen Befehl selbsteigen zurückzutragen. Das dritte Bataillon, so viel weiß er, hat den Schlüssel der Stellung, die Kiesgrube, preisgegeben. Daß dieses, gerade dieses Bataillon die Kiesgrube wiedernehmen soll, ist nicht mehr als billig, ist ihm unumstößlicher Entschluß. Freilich glaubt er nicht mehr an ein Gelingen. Gleichviel; wie er über den Sturzacker galoppiert und wie sein Säbel in der Scheide schüttert, gefällt er sich in dem Vorgefühl naher Vergeltung. Er weiß, daß jenes viehisch hingemarterte Pferd von gestern bald Gesellschaft bekommen, daß es zugedeckt werden wird mit den Leibern seiner Peiniger. Dieses steht zweifellos fest. Im übrigen ist es, da Blut doch einmal fließen muß, durchaus logisch, daß die Ungerechten zuerst an die Reihe kommen, früher als viele Gerechte, viele arme Teufel dort hinten.

Aber wie? Denkt der General daran, das Tier rächen zu wollen durch Menschenblut?

Im Grunde, nein. Dennoch erfüllt es ihn mit Genugtuung, daß der Zufall zum Strafgericht gleichsam drängt. Die Freveltat erscheint ihm als schwerwiegend und bedeutungsvoll: nicht als Einzelausbruch, als Anstifterin zu schlimmeren Folgetaten, sondern als Offen=

barung des schlechten, ehrlosen Geistes, der von jener Truppe Besitz ergriffen hatte.

Bekümmert, doch mit geschärften Blicken sieht er, der warme Patriot, neben den glänzenden, bewunderungswürdigen Eigenschaften seines Volkes auch dessen Erbfehler, die Ruhmsucht, die Grausamkeit, den Mangel an Selbstzucht, den spöttelnden, nicht umzubringenden Lästertrieb, in jenen Schuldigen verkörpert. Er sieht alle schädlichen Stoffe, alle verderblichen Keime, das dürre, sieche Dekadententum in jenem zuchtlosen Haufen dort drüben greifbar versammelt. Jene Beule auszudrücken, die Menschheit vor der Fortzeugungskraft solchen Abschaums zu bewahren, würde eine nützliche, einwandsfreie Tat sein.

Früher pflegte man Meuterer zu dezimieren; dieses Verfahren werden die Preußen entbehrlich machen. Übrigens dezimieren? Gutenacht! Aus der Kiesgrube, dem Höllenschlund, kehrt keiner lebendig wieder. Wie sagte doch der erschossene Offizier soeben? „Ein Massengrab!"

Der General hat einen kurzen Weg zu durchmessen. Während sein Pferd die Ackerfurchen überquert, fesselt ihn eine Wolkenbildung seltsamer Art, die man zuweilen bei Gewittern, bei Schiffbrüchen und Feldschlachten wahrnimmt. Über den willenlosen Scharen, die ein Herrscherwort in den Krieg, ein Befehlsruf in den Tod sendet, ballt sich ein sturmvoller Himmel mit finsteren Wolkensäumen. Aus denen zuckt erdenwärts, gleich einem Henkerschwert, ein breiter, fast gleißender Strahl. Es ist die apokalyptische Verbildlichung des Gesetzes, daß ohne

Blutvergießen es keine Vergebung der Lebensschuld, ohne Brandopfer keine Versöhnung, keine Wiedergeburt gibt. Doch jener Strahl ändert sich plötzlich, wird glänzender, breiter. Aus nachtverschleiertem Grunde, auf hohem Stamm hebt sich ein Kreuz, wächst heran über die Wolkenschatten, streckt seine bleichen, leuchtenden Arme weit über Himmel und Erde.

Dereinst, du heiliges Zeichen, kommt dein Siegestag. Es wird die Menschheit, irre geworden an ihren Götzen und an sich selbst, nach Versöhnung schreien. Es werden die Völker erkennen, daß nur ein friedlicher Wettkampf in Arbeit und Nächstenliebe ihrer würdig ist, daß es nur einen berechtigten, gottgewollten Krieg gibt: den Krieg gegen Selbstsucht und Sünde.

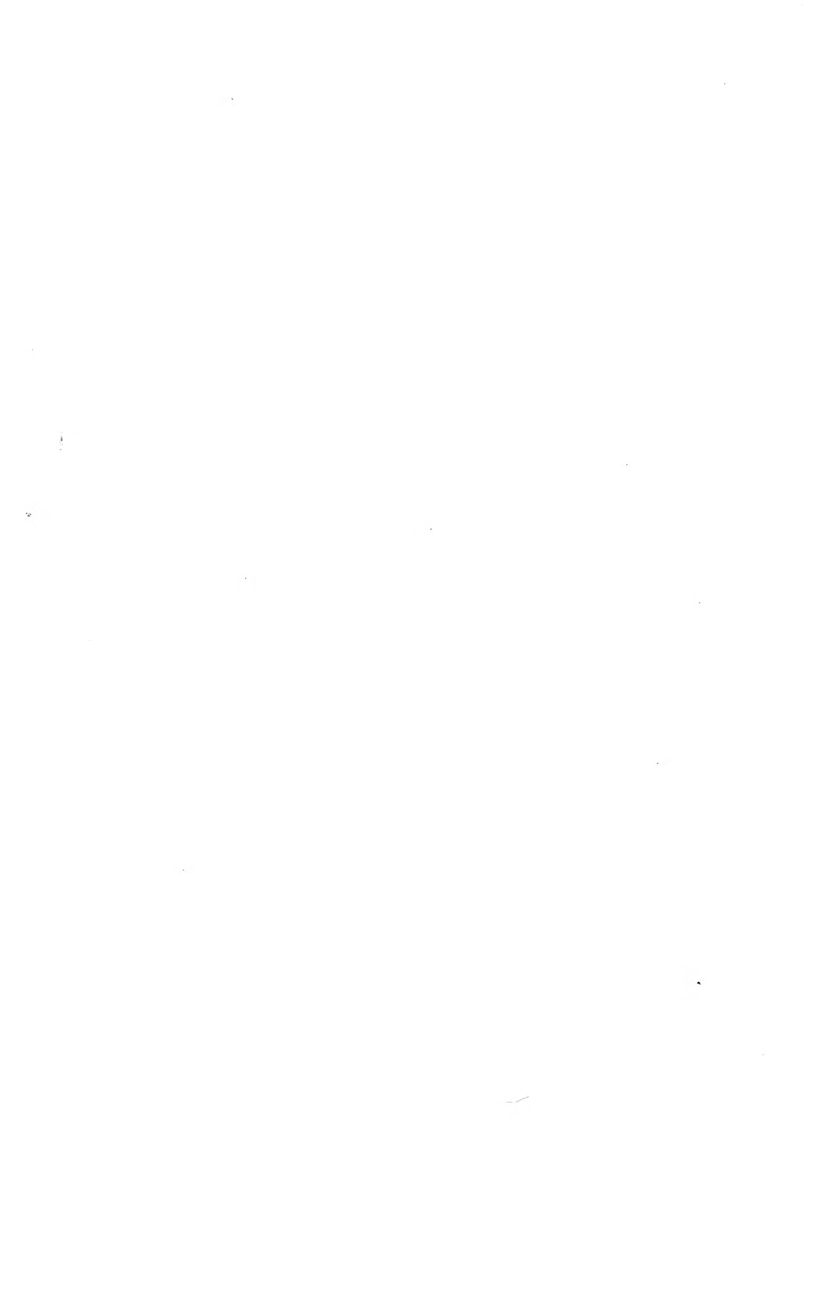
Via crucis — via lucis!

Noch leuchtet, verheißend, kein Regenbogen; am Himmel ziehen wetterschwangere Schneewolken, darüber gleißt die stechende südfranzösische Wintersonne.

Jetzt ist der Befehlshaber zur Stelle gekommen; einem meldenden Truppenführer nimmt er das Wort vom Munde, zeigt auf das dritte Bataillon. „Wir greifen an, Herr Oberst; Ihr Regiment folgt als Reserve. Jetzt an den Feind mit denen da! Und sollten die Herren nach rückwärts durchgehen, so lassen Sie feuern — doch nicht zuerst auf die Preußen!"

Er zieht den Säbel und setzt sein Pferd in kurzen Trab. „Das dritte Bataillon en avant! Zum Sturm auf die Kiesgrube!"

Die Wildgänse



Im harten, hellroten Ätherlicht der Ferne wiegten sich zwei Genien. „Laßt uns", sprach der eine, „zu der entlegenen Schmerzensstätte niedersteigen, die sich Erde nennt. Der Sturm, den sie zu uns hinauftreibt, führt Brandgeruch und Stimmen niegestillter Klage mit sich. Laßt uns mit eigenen Augen schauen, auf daß wir alles, was wir erfahren, in unser Reich zurückbringen, um es dann weiter, vor jenen Thron zu tragen, den Seraphim beschirmen, und dem selbst wir, die Dienenden, nur glanzgeblendet nahen können."

„Wir wollen", sprach der zweite Lichtgeist, „zu unserm Wanderfluge das Kleid eines der Geschöpfe wählen, welche in Erdenzonen leben. Die Wildgans ist der Vogel der Wachsamkeit und der Trauer. Ihr Gewand ist aschfarben, ihre Stimme birgt Warnruf; sie paßt gut zu jener Stätte der Unrast und des Leides." —

Im Morgendämmern ruderten über die Erde zwei graue Wildgänse; dem Triebe jener Tiere folgend, ließen sie sich auf einen weiten, von seichten Ufern umsäumten See nieder. Sie waren im Reiche eines großen Cäsaren gelandet. Für Menschenaugen gab es dort des Befremdlichen nicht viel zu erblicken. Weithin dehnte sich kümmerliches Land, von Ockerflächen mißfarbig gefleckt, von verfallenen Zäunen durchquert, durch übermäßige, nach außen getragene Kraftanstrengung erschöpft und dann brach gelassen. Vereinzelt nur trieben Pflüger, meist

Greise und Weiber, ihr dürftiges Gespann über rissige Ackerflächen. Weit drüben, wo eine Salzlagune in das Seebecken drang, lagen in langer Reihe Schlachttriremen; dahinter im Dunste des Frührotes, von Wällen und Pfahlwerk umgattert, hob sich die Hauptstadt mit ihren Palästen, mit ihren dem Kriegsgott geheiligten Tempeln, darüber die Schleudertürme das kahle, mächtige Hebelgerüst reckten. Aus den Toren drangen, den tastenden Fühlern eines Riesentieres vergleichbar, tief gegliederte schweigsame Kohorten. Sie scharten sich in dunklen Massen zu Waffeneinheiten, des Tagewerks harrend. Bald erdröhnte das Gelände vom taktmäßigen Übungsschritt, vom kunstrechten Schwenken der Heereshaufen, von Hörnerklang und Befehlsruf der Zenturionen.

Auf der Wasserfläche schwammen zwei Wildgänse, spähend, leise Ringe ziehend, in geheimnisvoller Sprache Wahrnehmungen tauschend. Ein leichter, jäh aufgekommener Wind trieb sie unvermerkt dem Strande näher. Dort, hinter verkrüppelten Büschen, ward die Gestalt eines Mannes sichtbar. Gering bekleidet, trug er über dem Hüfttuche nur einen verschlissenen Stoffetzen, der ihm als Mantel diente; in seinem Kopfhaar, zum Knoten geschürzt, fletschte eine große Störgräte. Er ging gebückt, in der Hand trug er eine Schleuder. Er mußte ein aufgebrauchter, entlassener Legionär sein, denn sein hagerer Leib war mit veralteten Striemen der bleidurchknoteten Geißel überfurcht, sein linkes Knie wies eine unförmliche Geschwulst, vom Stoßen des aufgesetzten Schildes beim Dauerlaufe entstanden.

Als er des Wildes gewahr wurde, blieb er stehen, wie von Gier gelähmt. Er duckte sich zusammen, schob Fuß um Fuß rückwärts, bis er Deckung erlangt. Dann entledigte er sich hastig seiner Lumpen und tauchte fröstelnd, vorsichtig ins Wasser. Ein Streifen gelber Bachweiden zog sich seewärts; in deren Schutze schwamm er, unhörbar, versenkt, verdeckt, so daß Schopf und Gesicht wie ein Stück Treibholz erschienen, den Vögeln zu. Die achteten der Gefahr nicht, sorglos, unbefangen, wie alles Hohe beim Nahen des Niedrigen, raubtierhaft Schleichenden.

Jetzt — ein schnellender, sprunghafter Schwimmstoß, eine Wolke von Gischt, aufgepeitscht von den starken Flügelschlägen der Überfallenen. Ans Ufer stieg der Mann, noch kämpfend mit den wehrhaften Vögeln. Pfeifenden Atems, von unsäglicher Angst erlöst, hielt er, wassertriefend, in wildem Triumphe seine kraftvolle Beute.

Da fanden die Vögel Laute in Menschensprache. „Wir sind mächtige Geister," riefen sie; „wage nicht, uns zu verletzen."

Den Mann durchrieselte Schrecken, doch schüttelte er kurz das Haupt. Mit der freigebliebenen Rechten hob er einen Baststreifen vom Boden, um die überwundenen, sich sträubenden Schwingen aneinanderzubinden. „Mein Weib und meine Kinder," sprach er, „sterben daheim vor Hunger."

Die Vögel reckten kummervoll ihre schlanken Hälse. „Tu uns kein Leid an," baten sie, „nur gute Absicht hieß uns dies Land bereisen. Mit eigenen Augen wollten wir schauen, was euch Menschen unglücklich macht. Lohne uns nicht mit Undank, wir kamen als Freunde."

„Schauen?" Der Jäger lachte rauh. „Gibt's anderes

auf Erden zu schauen als Krieg, Vergewaltigung, Unrecht? An dieses Reich grenzen andere Reiche; ein jedes ist friedlos wie dieses, ein Cäsar fürchtet sich vor dem anderen. Alle haben ihren Nachbarn einst Länderstriche geraubt, nun leben alle in Mißtrauen, lauernd, kriegsbereit. Das böse Gewissen plagt sie; daher der Fluch, daher die Unrast. Furcht, Sorge um Fortbestand ihrer Herrschaft wohnt bei den Großen, Knechtssinn und Begehrlichkeit kauern am Herd der Geringen. Armut liegt über dem Lande, Gleichgültigkeit liegt auf den Herzen, große Gleichgültigkeit gegen das Gute wie gegen das Böse. Ihr wißt es, mein Weib, meine Kinder vergehen vor Hunger. Ihr müßt sterben."

„Du hast Gewalt, uns zu töten," sprachen die Vögel, „weil wir die Gestalt irdischer Vögel annahmen. Doch wohl uns, daß wir in deine Hände fielen, der du ein Geringer bist. Denn die Reichen kennen uns nicht, auch bedürfen sie unser nicht. Nur für die Elenden sind wir herabgekommen, wir gehören ihnen, und sie allein vermögen nicht, uns zu entbehren."

„So kündet mir, wer ihr seid; nennt euren Namen, ihr seltsamen Wanderer."

„Ich bin der Haß", sprach die eine. Und die andere: „Ich bin die Hoffnung."

Ein Zittern durchlief die hagere Gestalt des Mannes; es traf ihn ein Lichtblitz wie aus weiter Zukunft, und seine trüben, erloschenen Augen taten sich auf.

„Unermeßliches ist in deine Hand gegeben," riefen die Vögel, „denn du kannst uns töten. Dann versänke die

Welt für immer in Knechtschaft, denn wir sind die wachsamen Hüter und Diener der Freiheit. Unsere Geister würden erloschen sein, würden nicht mehr auf dieser Erde, nicht mehr in deiner Brust, über deiner Hütte walten. Verstorben wären die heiligen Tröster in Tagen des Leides, der Vergewaltigung, der Sünde. Verstumpft wäre die gleißende Sichel, die selbst der Ärmste im Herzen alltäglich neu schärfen darf, vom Ährenrauschen dereinstiger Ernte träumend. Dahin wären Vergeltung, Verheißung. Töte uns, allein wisse, daß wir die letzten Weggenossen, die letzten Freunde aller waren, die Leid und Unterdrückung trugen."

„Haß und Hoffnung", wiederholte der Mann, furchtbar die beiden Worte wägend. „Nein, ich mag euch nicht missen. Lebt denn, und wacht über meinem Vaterlande, über meinen Brüdern."

Er gab die Gefesselten frei und schritt wankenden Ganges davon, ohne sich noch einmal umzuwenden. Drüben hob sich in brütendem Dunste die Zwingstadt; ein fernes Brausen stand von ihr empor, wie das Stöhnen eines großen, zur Kriegsfron verdammten Arbeitsvolkes. Im leeren Lande zerrte erschöpft ein Pflüger am Leitseil; dort, wo das Waffenschüttern der übenden Haufen fortklang, trocknete sich ein Legionär bei kurzer Ruhepause die triefende Stirn. Beide sahen und dachten nichts. Sie sahen nur zwei starke, graue Wildgänse, die erschreckt und hastend, ihre weitgereckten Hälse hellkehliger Klage voll, nach Süden flogen, der Sonne zu.